

Aus dem Institut für Ethik und Geschichte der Medizin der  
Universität Tübingen

Direktor: Professor Dr. Dr. U. Wiesing

**Viktor Emil von Gebsattel**  
**(1883-1976)**  
**Leben und Werk**

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der Medizin

der Medizinischen Fakultät  
der Eberhard-Karls-Universität  
zu Tübingen

vorgelegt von  
Burkhard Stefan Scheible  
aus Hechingen

2008

Dekan: Professor Dr. I. B. Autenrieth

1. Berichterstatter: Professor Dr. A. Hirschmüller

2. Berichterstatter: Professor Dr. B. Braun



Für Lini

## Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung .....	7
2	Quellenlage .....	9
3	Familie.....	12
4	Kindheit und Zeit des Schulbesuchs .....	18
5	Militärdienst.....	19
6	Studium der Rechte in Berlin.....	20
7	Studium der Philosophie .....	22
7.1	Lehrer.....	22
7.1.1	Wilhelm Dilthey.....	22
7.1.2	Henri Bergson.....	24
7.1.3	Theodor Lipps.....	28
7.2	Promotion zum Dr. phil.....	29
8	Zeit als Privatgelehrter 1906-1913 .....	33
8.1	Erste literarische Versuche .....	33
8.2	Tod Wolf Graf Kalckreuths und erster Kontakt zu Rilke .....	34
8.3	Das erste und einzige Buch Gebtsattels .....	38
8.4	Die Zeit 1910-1912.....	42
8.5	Entdeckung der Psychoanalyse und Verhältnis zu Freud .....	43
8.5.1	Erster Kontakt durch Leonhard Seif.....	43
8.5.2	Psychoanalytischer Kongress in Weimar .....	44
8.6	Dissens mit Ludwig Klages .....	48
8.7	München 1912/1913: Freundschaft mit Max Scheler .....	54
8.8	München 1912: Rilke-Episode .....	60
8.9	Psychoanalytischer Kongress in München.....	63

9	Studium der Medizin 1913-1919 und Erster Weltkrieg .....	67
10	München 1919-1922: Familiengründung, Stark-Episode .....	78
11	Kuranstalten Westend in Berlin .....	88
12	Privatsanatorium Schloss Fürstenberg .....	90
12.1	Psychiatrisch-psychotherapeutisches Hauptwerk .....	90
12.2	Sanatoriumsbetrieb .....	96
13	Tätigkeit am Zentralinstitut für psychologische Forschung und Psychotherapie in Berlin (1939-1944) .....	107
14	An der Wiener Zweigstelle des Deutschen Institutes für psychologische Forschung und Psychotherapie.....	115
15	Nachkriegszeit in Badenweiler und Freiburg .....	121
16	Professor in Würzburg.....	127
17	Zusammenfassung.....	136
	Quellenverzeichnis .....	143
	Veröffentlichungen von V. E. Freiherr von Gebstattel .....	146
	Literaturverzeichnis .....	150
	Nachschlagewerke .....	154
	Danksagung.....	155

## 1 Einleitung

Beschäftigt man sich mit der Geschichte der Seelenheilkunde im 20. Jahrhundert, so wird man, ob der Schwerpunkt nun auf der traditionellen Psychiatrie, der Psychoanalyse oder der Psychotherapie liegen mag, immer wieder der Gestalt des Freiherrn Viktor Emil von Gebtsattel begegnen. Wie kaum ein anderer vereint er die verschiedenen Wurzeln dieser Disziplinen, nämlich Medizin, Philosophie, Theologie und Naturwissenschaft in seiner Person; auf der anderen Seite scheint sein Name in zahlreichen Zweigen und Subspezialitäten auf, die sich aus dem Stamm der Wissenschaft von den Erkrankungen der Seele entwickelten.

Dieser Umstand ist nicht verwunderlich, betrachtet man den Werdegang des Arztes, dem „Werden“ die eigentliche Aufgabe des Menschen bedeutete: Einer tief religiös geprägten Familie entstammend, behielt Gebtsattel, abgesehen von einer kurzen Krise, seinen katholischen Glauben stets als Grundlage all seines Denkens. Ein vollständiges Studium der Philosophie machte ihn bekannt mit dem geistigen Erbe der Menschheit, zu einer Zeit, als die Psychologie, ähnlich wie Logik oder Ästhetik, lediglich eine Disziplin innerhalb der Philosophie, aber kein eigener Studiengang war. Die Entwicklung der Psychoanalyse begleitete er, der über die gemeinsame Freundin Lou Andreas-Salomé zum engen Kreis um Freud gehörte, von Anfang an, ohne sich aber einem der sich bald entwickelnden Lager anzuschließen. Das Medizinstudium, das Gebtsattel in München aus dem Bewusstsein einer zu einseitig geistigen Ausbildung heraus absolvierte, brachte den jungen Arzt schließlich in Verbindung zur klassischen Psychiatrie und zu ihrer Neuordnung und wissenschaftlich fundierten Systematisierung durch seinen klinischen Lehrer Emil Kraepelin. Nicht zu vergessen sind die zahlreichen Freundschaften, die Gebtsattel auch in Zeiten größter Belastung konsequent pflegte, zu unzähligen Repräsentanten des europäischen Geisteslebens: die Psychiater Ludwig Binswanger und Erwin Straus, der Dichter Rainer Maria Rilke, der Theologe Romano Guardini, die Philosophen Max Scheler und Martin Heidegger, die Maler Max Slevogt und

Ernst Ludwig Kirchner sollen nur stellvertretend die enorme Spannweite von Gebssattels Interessen verdeutlichen.

Als ausgesprochen eigenständiger, auch eigenwilliger Denker und Arzt, der sich sowohl von existierenden Schulen nicht vereinnahmen ließ als auch die Gründung einer eigenen vermied, steht Gebssattel als Solitär im weiten Feld der Seelenheilkunde. Eine zusammenhängende biographische Bearbeitung der Person Gebssattels fehlt bisher, und auch diese Arbeit vermag keinen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, da in der chronologischen Abfolge immer wieder monate-, zuweilen jahrelange Episoden von sehr dürftiger Quellenlage vorkommen.

Nichtsdestotrotz bleibt die Art des Vorgehens in dieser Arbeit chronologisch, auch in der Darstellung und Einordnung des wissenschaftlich-literarischen Werkes Gebssattels. Nur vor dem zeitlichen Hintergrund lässt sich ein großer Teil von V. E. von Gebssattels Veröffentlichungen verstehen, so beispielsweise die in den Jahren des 2. Weltkrieges entstandenen, von Romano Guardini herausgegebenen Beiträge im Werkbund Verlag. Dem Ziel, Charakter und Arbeiten Gebssattels in ihrer Wechselwirkung mit Psychoanalyse, Psychiatrie und Philosophie in historischem Zusammenhang anschaulich zu machen, soll das folgende dienen.

## 2 Quellenlage

Für eine biographische Studie stellen die Briefwechsel des Protagonisten eine der wertvollsten Quellen dar. Bei Gebattel war zu hoffen, dass sich solche Quellen reichlich finden würden, korrespondierte er doch über Jahrzehnte regelmäßig mit zahlreichen Freunden, Kollegen und Verwandten. Zweierlei Umstände sorgten jedoch dafür, dass die unzähligen Briefe, die es gegeben haben muss, über die Jahre sehr dezimiert wurden. Zum einen war Gebattel überhaupt nicht daran interessiert, Dinge aufzuheben, zu systematisieren oder zu archivieren; so wurde ein großer Teil der privaten Korrespondenz nach längerem Aufenthalt auf Gebattels Schreibtisch direkt dem Papierkorb übergeben.<sup>1</sup> Zum anderen wurde Gebattels Berliner Wohnhaus im Jahre 1943 von einer Fliegerbombe restlos zerstört, so dass der gesamte Besitz und mit ihm wichtiges Quellenmaterial verbrannte.

Ein in sich geschlossener Nachlass existiert nicht, da nach Gebattels Tod im Jahre 1976 als Alleinerbin seine zweite Ehefrau Rosmarie festgestellt wurde,<sup>2</sup> die inzwischen hochbetagt ist und bedauerlicherweise nicht zum Leben ihres verstorbenen Ehemannes befragt werden kann. Mit genauester Erinnerung an die Zeit ihrer Kindheit und Jugend hat jedoch V. E. von Gebattels Tochter aus erster Ehe, Maria Freifrau von Gagern, die heute in der Nähe Münchens wohnt und sich freundlicherweise zum Interview bereit erklärt hat, die vorliegende Arbeit ein großes Stück vorgebracht.

Schriftliches Quellenmaterial konnte jedoch in verschiedenen Archiven gefunden werden, wobei es sich zumeist um Briefe Gebattels an bekannte Persönlichkeiten handelt, deren Nachlässe der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden: von besonderem Wert sind hier die Briefe an Ricarda Huch und Ludwig Klages, die im Deutschen Literaturarchiv Marbach verwahrt werden, sowie die Briefe an Max Scheler in der Bayerischen Staatsbibliothek in München. In beiden Fällen fehlen aber aus den oben genannten Gründen die

---

<sup>1</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>2</sup> Auskunft Nachlassgericht Bamberg, Geschäftszeichen VI 0343/76.

Antworten der Adressaten. Somit ist die Korrespondenz mit Ludwig Binswanger, die im Universitätsarchiv Tübingen liegt, von besonderem Wert: Binswanger fertigte zumindest von den mit der Maschine geschriebenen Briefen stets einen Durchschlag an und legte diesen dem entsprechenden Brief Gebtsattels bei.

Der Nachlass des Vaters von V. E. von Gebtsattel befindet sich im Bundesarchiv in Berlin, da Konstantin von Gebtsattel durch seine politische Betätigung in der Zeit der Weimarer Republik von zeithistorischem Interesse ist; allerdings enthält der umfangreiche Nachlass kaum persönliche Briefe, und von V. E. von Gebtsattel genau einen.

Nachlässe beispielsweise von Eckart Wiesenhütter, der Schüler Gebtsattels war und diesem besonders im Alter nahestand, oder seiner Freunde Viktor Frankl und Erwin Straus, sind nicht greifbar.

Bisher existieren keine Arbeiten mit der Zielsetzung, Gebtsattels Biographie nachzuvollziehen. In seiner Darstellung der Entstehungsgeschichte der phänomenologisch-anthropologischen Psychiatrie und Psychotherapie beschäftigt sich Passie (1995) mit den Schwerpunkten des Gebtsattelschen Werks, die er im Vergleich mit den Auffassungen Binswangers, Minkowskis und Straus' diskutiert. Der kurze biographische Abriss im Anhang bietet aber lediglich einen ungefähren, nicht immer präzisen Überblick. Aus theologischer Perspektive greift Otte (1996) einen zentralen Punkt in Gebtsattels Denken, nämlich den der Zeitlichkeit heraus; dieser wird in einer Darstellung, die mit den Philosophen der Antike beginnt und über Gebtsattels Lehrer zum eigentlichen Thema hinleitet, ausgeführt und zum Ende der Arbeit in den Zusammenhang mit dem Christentum gestellt. Zwischen diesen Teilen findet sich ein biographischer Einschub, der auf zehn Seiten detaillierter Gebtsattels Vita beschreibt, sich jedoch in vielen Angaben auf die Nachrufe Wiesenhüters (1976) und Tellenbachs (1977) verlässt, die gewisse Phasen in Gebtsattels Leben, so etwa den Verlust der Privatklinik Fürstenberg, glorifizierend und nicht ganz korrekt überliefern. Schließlich gibt Rother (1996) einen umfassenden, weniger in die Tiefe dringenden Überblick über das Gesamtwerk Gebtsattels, ebenfalls durch eine kompakt dargestellte Biographie ergänzt; diese stützt sich

auf dieselben Quellen, ergänzt durch nach Gebstatts Tod erschienene Beiträge in regionalen Tageszeitungen.

Die vorliegende Arbeit versucht nun, ein wenig mehr Licht insbesondere in die bisher nur lückenhaft bekannte und dokumentierte Zeit bis 1945 zu bringen; analog zur Zeitgeschichte ist Gebstatts Lebenslauf bis zu diesem Jahr wenig kontinuierlich, ja teilweise abenteuerlich. Die späteren Jahre als Institutsleiter in Würzburg sind entsprechend ruhiger, gut belegt und treten deshalb etwas zurück.

### 3 Familie

Die Familie von Gebstattel gehört zu den bekanntesten Geschlechtern des fränkischen Uradels; die Ursprünge liegen in der Zeit um 1100, als aus einem an der Tauber gelegenen Witwensitz der gräflichen Familie von Rothenburg ein neuer Zweig hervorging. Benannt wurde er nach dem heute noch existierenden Ort Gebstattel, etwas südöstlich von Rothenburg ob der Tauber gelegen. Die wechselnden Besitzungen der Familie befanden sich – außer am Ort ihrer Herkunft – in Haselbach, Leutershausen und Lebenhan.

Das Wappen der Familie stellt auf rotem Grund einen nach rechts gewendeten, silbernen Steinbock mit schwarzem Gehörn dar;<sup>3</sup> der Wahlspruch der Familie lautet: „Helf' Gott! Ein Mann, ein Wort! Allzeit am rechten Ort!“<sup>4</sup>

Im 16. Jahrhundert wurden die vormaligen Reichsritter von Gebstattel zu Freiherren erhoben; seitdem findet sich der Name regelmäßig im diplomatischen Dienst, in hohen militärischen Rängen und vor allem im fränkisch-bayerischen Klerus. Unter den zahlreichen Äbten, Äbtissinnen, Bischöfen und anderen kirchlichen Würdenträgern mögen als Beispiele Lothar Karl Anselm von Gebstattel (1761-1846), der erste Erzbischof von München und Freising, sowie Johann Philipp von Gebstattel, Fürstbischof von Bamberg in der Zeit von 1599-1609, genannt sein.

In neuerer Zeit erlangte eine nahezu gleichaltrige Cousine V. E. v. Gebstattels, Maria Olga Emma Freiin von Gebstattel (1885-1958), größere Bekanntheit. Nach einer Ausbildung als Lehrerin widmete sie sich zunächst verschiedenen wohltätigen Aufgaben, so dem neu gegründeten Büro der Caritas in Nürnberg. Nach ihrer Übersiedlung nach Würzburg engagierte sich die Freiin von 1919 an als Abgeordnete der Bayerischen Volkspartei im Bayerischen Landtag, insbesondere in Bildungs- und Frauenfragen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Maria von Gebstattel, die mittlerweile zur

---

<sup>3</sup> Schöler (1975).

<sup>4</sup> Peters (1996), S. 175.

Ministerialreferentin aufgestiegen war, im Alter von 48 Jahren in den Ruhestand versetzt. Die aktive Katholikin, mehrfach bei der Gestapo vorgeladen und ihres Wirkungsfeldes beraubt, war in den folgenden Jahren – und bis zu ihrem Tod – in verschiedenen religiösen Gemeinschaften, insbesondere im Bereich der Marienverehrung, tätig.<sup>5</sup>

V. E. von Gebstatts Vater, Konstantin Freiherr von Gebstattel, wurde 1854 in Würzburg geboren. Nach Schulbesuch in Münnerstadt und Bamberg besuchte er das Ludwigs-Gymnasium in München. Nachdem er zunächst Angehöriger der königlich-bayerischen Pagerie gewesen war, trat er nach seinem Schulabschluss im August 1872 ins 1. Ulanenregiment der bayerischen Kavallerie ein. Er besuchte die Kriegsakademie und stieg rasch auf; 1874 war er Leutnant geworden, über den Rang eines Majors (1896) und eines Oberstleutnants (1900) wurde er schließlich 1908 zum Generalleutnant befördert. Bereits seit 1906 bekleidete er das Amt des Inspektors der bayerischen Kavallerie.

1882, zu diesem Zeitpunkt persönlicher Adjutant des Prinzen Leopold von Bayern, heiratete Konstantin von Gebstattel in München Marie Freiin Karg von Bebenburg (1860-1927); die Familie stammte aus Österreich und war mit der Familie von Hofmannsthal verwandt.<sup>6</sup> Am 4. Februar 1883 wurde als erstes Kind der nach seinem Großvater väterlicherseits getaufte Viktor Emil geboren, drei Jahre später der zweite Sohn Lothar; dieser starb allerdings 1902 im Alter von 17 Jahren. Die Familie wohnte in München in der Max-Josef-Str. Nr. 6;<sup>7</sup> der alte Familienbesitz der Gebstatts im gleichnamigen fränkischen Dorf war schon vor langer Zeit veräußert worden. Ebenso hatte Konstantin von Gebstatts Vater, finanziell nicht eben glänzend gestellt, als letzten größeren Grundbesitz der Familie das Gut Lebenhan verkaufen müssen.<sup>8</sup> Konstantin von Gebstattel war nun allerdings der Auffassung, dass eine Familie ohne

---

<sup>5</sup> Weigl (1969), Berger (2003), Bd. 21.

<sup>6</sup> Wiesenhütter (1976).

<sup>7</sup> Degener (1912).

<sup>8</sup> Peters (1996), S. 175.

Familiensitz auf lange Sicht untergehen müsse; er verwendete große Mühe darauf, wieder einen solchen zu schaffen und wurde offensichtlich durch seine Ehefrau auch materiell dazu in die Lage versetzt.<sup>9</sup> 1901 gelang Konstantin von Gepsattel der Rückkauf des alten Familienbesitzes im Dorf Gepsattel sowie der Um- und teilweise Neubau des Schlosses durch den bekannten Architekten Gabriel von Seidl; seitdem war Schloss Gepsattel zweiter Mittelpunkt des Familienlebens und Ort regelmäßiger Jagdgesellschaften. Die Jagdleidenschaft war Vater Gepsattel ebenso zu eigen wie dem Sohn – beide erlitten Jagdunfälle, die bei Konstantin von Gepsattel nur vorübergehende, aber langwierige Beeinträchtigungen zur Folge hatten,<sup>10</sup> Viktor Emil von Gepsattel aber dauerhaft eine Gehbehinderung bescherten.<sup>11</sup>

Neben den traditionellen Nebenbeschäftigungen eines adligen Offiziers – wie der Jagd – widmete Konstantin von Gepsattel sich jedoch durchaus auch musischen Dingen: Er war Mitglied im Münchener Kunstverein und spielte „zu mildthätigen Zwecken“ Theater. Reisen führten V. E. v. Gepsattels Vater unter anderem nach Rom (1884).<sup>12</sup>

Der in Jugendjahren schon häufiger kränkelnde Konstantin von Gepsattel entwickelte im Laufe der Zeit ein chronisches asthmatisches Leiden. Aufgrund dessen erfolgte am 3. März 1910 seine plötzliche – und von ihm selbst nicht gewünschte – Entlassung aus dem militärischen Dienst „unter Stellung zu Disposition“. Auch spätere Bestrebungen Gepsattels, im kaiserlichen Heer des 1. Weltkrieges erneute Verwendung zu finden, blieben erfolglos.

Wohl mitbestimmt von seiner Entlassung, die er als persönliche Kränkung empfand, engagierte sich Konstantin von Gepsattel zunehmend im Alldeutschen Verband, dessen Vorsitzender, der Rechtsanwalt Heinrich Claß, im Jahre 1913 erstmals mehrere Tage auf Schloss Gepsattel zu Gast war. Der Alldeutsche Verband vertrat ein ausgeprägtes Rassedenken, die Ausweisung

---

<sup>9</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>10</sup> BA N 2089/5, Bl. 52: „Knie-Gelenks-Entzündung“ des Vaters nach Jagdunfall.

<sup>11</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

<sup>12</sup> Peters (1996), S. 177.

der Juden aus dem Deutschen Reich, Wehrerziehung der Jugend und die weitere Militarisierung der Gesellschaft. Im Laufe der Jahre stieg Konstantin von Gebssattel bis zum stellvertretenden Vorsitzenden des Verbandes auf; in der Radikalität seiner Ansichten unterschied er sich deutlich von anderen Angehörigen der Familie. Sein Bruder Ludwig, ebenfalls General der Kavallerie und im 1. Weltkrieg militärisch erfolgreich an der Westfront, unterschied „bei Beförderungs- und Auszeichnungsvorschlägen im Felde keine Katholiken, Protestanten und Juden, sondern nur Soldaten“;<sup>13</sup> dagegen schreibt Konstantin von Gebssattel 1916: „Der Krieg ist das schicksalhafte Ringen zwischen Helden- und Händlergeist – zwischen Ariertum und Judentum – zwischen idealem Familiensinn und schnödem englisch-amerikanischem Mammonismus“.<sup>14</sup> Er verlangte die „Reinhaltung der Armee vom Judentum“ sowie ein Verbot der Vermischung von „jüdischer und germanischer Rasse“ (1913).<sup>15</sup>

Gegenüber dem Bild, das so von V. E. v. Gebssattels Vater entsteht, schildert seine Tochter ihren Großvater als einen von ihr aufrichtig geliebten, gutherzigen und gegenüber politischem Handeln eher naiven Menschen, der sein größtes Glück im Kreis der Familie und auf der Jagd fand. Ein gewisser „Gebssattelscher Urzorn“ sei ihm aber ebenso zu eigen gewesen wie vielen anderen Mitgliedern der Familie, nicht zuletzt seinem Sohn Viktor Emil<sup>16</sup> – was häufiger zu lautstarken Auseinandersetzungen führte. Konstantin von Gebssattels Schwager, Theodor Freiherr von Karg-Bebenburg, schreibt ihm denn auch am 21. Mai 1916:

„Der Unterschied zwischen uns besteht nicht so sehr im Temperamente (...), sondern weit eher in dem, dass ich entgegengesetzte Ansichten gerne anhöre, Du aber nicht.“<sup>17</sup>

Konstantin von Gebssattel blieb im Alldeutschen Verband bis zu seinem Tod aktiv, wobei er als wichtiges Verbindungsglied zum katholischen Teil der

---

<sup>13</sup> Peters (1996), S. 179.

<sup>14</sup> Berding (1988), S. 174.

<sup>15</sup> Peters (1996), S. 179.

<sup>16</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>17</sup> BA N 2089/3, Blatt 222.

deutschen Bevölkerung fungierte; der Verband war von Protestanten dominiert und musste 1918 im sogenannten „Katholiken-Aufruf“ unterstreichen, der „katholischen Kirche nicht feindlich gegenüber zu stehen“, um Katholiken als Wähler zu mobilisieren.<sup>18</sup>

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten, deren „Bewegung von der Straße“<sup>19</sup> Konstantin von Gebattel ablehnend gegenüberstand, musste er nicht mehr erleben; am 10. Mai 1932 erlag er in Linz einem Schlaganfall.

Viktor Emil von Gebattels Mutter wird – kraft ihrer Verwandtschaft mit Hugo von Hofmannsthal – häufig als Ursprung der Gründe für das künstlerisch-wissenschaftliche Abweichen des Sohnes von der militärischen Familientradition dargestellt.<sup>20</sup> Wie Gebattels Tochter berichtet, war Marie Freifrau von Gebattel, geb. Freiin Karg von Bebenburg, allerdings eine strenge, traditionsbewusste Frau, die die künstlerischen Ambitionen ihres sensiblen Sohnes durchaus missbilligte und ihn im Falle von Aufsässigkeit nicht nur in den Keller sperrte, sondern auch zu direkten körperlichen Zuchtmitteln griff.<sup>21</sup>

Die Ehe der Eltern muss jedoch von Harmonie und Vertrauen geprägt gewesen sein. In einem Brief an Heinrich Claß (unter dessen Pseudonym Daniel Frymann adressiert) vom 5. Juni 1913,<sup>22</sup> der diesem die Geheimhaltung der Autorschaft des Pamphlets *Wenn ich der Kaiser wär*<sup>23</sup> zusichert, schreibt Konstantin von Gebattel:

„(...) Ihre Verfasserschaft (...) geheim gehalten wird, mit alleiniger Ausnahme gegenüber meiner Frau, gegen die ich seit 30 Jahren nie ein Geheimnis gehabt habe, mit der ich alles bespreche und für deren Diskretion ich bei meinem Ehrenwort einstehe.“

---

<sup>18</sup> Peters (1996), S. 183.

<sup>19</sup> Peters (1996), S. 184.

<sup>20</sup> Wiesenhütter (1976).

<sup>21</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>22</sup> BA N 2089/1, Blatt 11.

<sup>23</sup> Frymann, Daniel (d.i. H. Claß): *Wenn ich der Kaiser wär* – Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weidner 1914.

Und in einem weiteren Brief an Claß vom 28. Juli 1913:

„Wenn wir allein sind, können wir ruhig über jede Frage, auch über die religiöse, sprechen. Ich würde aber bitten, Gespräche über dieses Thema zu vermeiden vor meiner Frau – sie weiß zwar, dass ich in Sachen der Reformation [gemeint ist die Ablehnung des Protestantismus] so ziemlich auf ihrem Standpunkt stehe, aber Gespräche hierüber könnten ihr wehe tun, und das möchte ich vermeiden.“<sup>24</sup>

---

<sup>24</sup> BA N 2089/1, Blatt 23.

#### 4 Kindheit und Zeit des Schulbesuchs

Bedingt durch Versetzungen des Vaters wechselte die Familie regelmäßig den Wohnsitz; das wieder erworbene und umgebaute Schloss Gebsattel war erst 1905 bezugsfertig. Von 1889 bis 1892 besuchte V. E. v. Gebsattel die Volksschule in Bamberg, anschließend bis 1894 das dortige Neue Gymnasium. Von 1894 an war er ans humanistische Neue Gymnasium in Würzburg gewechselt, und nachdem sein Vater erneut versetzt wurde – von 1897 an als Stabsoffizier im Majorsrang nach Landshut, dann ab 1899 als Kommandeur des 5. Bayerischen Chevaulegers-Regiments nach Saargemünd – wurde Viktor Emil von Gebsattel als Internatszögling ins Königlich Adelige Julianum in Würzburg aufgenommen. Im Sommer 1901 bestand er dort die Abitursprüfung.<sup>25</sup>

---

<sup>25</sup> Gebsattel (1907).

## 5 Militärdienst

Wie es im deutschen Kaiserreich für wohlhabendere männliche Abiturienten üblich war, absolvierte Gebattel von Sommer 1901 bis 1902 sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr, womit die ansonsten deutlich längere allgemeine Wehrpflicht erfüllt und in der Regel der Dienstrang eines Unteroffiziers erreicht war; bei entsprechender Eignung und Teilnahme an Wehrübungen konnten Einjährig-Freiwillige anschließend in den Rang eines Reserveleutnants (und damit Offiziers) aufrücken. Nachdem V. E. von Gebattel den Wunsch des Vaters, er möge ebenfalls Berufsoffizier werden, entschieden abgelehnt hatte,<sup>26</sup> war diese Lösung für beide tragbar. Da sich der Einjährig-Freiwillige Truppengattung und Einsatzort frei aussuchen durfte, wundert es nicht, dass Gebattel den Dienst beim 5. Chevauleger-Regiment in Saargemünd antrat – also der bayerischen Kavallerieeinheit, die sein Vater seit zwei Jahren befehligte.<sup>27</sup>

Der weiteren militärischen Verwendbarkeit des jungen V. E. v. Gebattel setzte ein Unfall auf einem Jagdausflug ins Hochgebirge, der sich während des Studiums ereignete, ein Ende – es resultierte eine dauerhafte Versteifung des rechten Kniegelenks. Somit sah Gebattel weder im ersten noch im zweiten Weltkrieg die Front und hatte nicht das Schicksal beispielsweise seines Cousins Franz Eduard von Gebattel zu teilen, der 1919 das väterliche Schloss übernommen hatte; er fand noch 1945 auf dem Rückzug aus der Sowjetunion den Tod.

---

<sup>26</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>27</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

## 6 Studium der Rechte in Berlin

Am 31. Oktober 1902 immatrikulierte sich V. E. v. Gebattel an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin für das Fach Rechtswissenschaft.<sup>28</sup> Damit trug er dem Wunsch der Eltern Rechnung, die für ihren Sohn eine Laufbahn im diplomatischen Dienst vorsahen.<sup>29</sup> Spuren dieses Studiums sind nur in Form offizieller universitärer Dokumente erhalten; nachdem Gebattel ordnungsgemäß sämtliche Bücher der Universitätsbibliothek abgegeben hatte, beantragte er am 19. Februar 1903 die Ausstellung eines Abgangszeugnisses. Er erhielt es am 14. März 1903, und bescheinigt wird, dass „hinsichtlich seines Verhaltens auf der hiesigen Universität Nachteiliges nicht zu bemerken“ ist.<sup>30</sup> Festgehalten ist nicht nur der Besuch juristischer Veranstaltungen, sondern ausdrücklich auch die Teilnahme an philosophischen Vorlesungen, so beispielsweise „Allgemeine Geschichte der Philosophie“ bei Prof. Dilthey, „Kants Kritik der reinen Vernunft“ bei Dr. Thiele und „Psychologie“ bei Prof. Stumpf; die „Einführung in die Rechtswissenschaft“ findet sich erst an fünfter Position. In der Studentenliste ist nur lakonisch vermerkt: „rite abgegangen 14.3.1903“.

Den gesamten Sommer des Jahres 1903 verbrachte V. E. von Gebattel in Paris, wo er sich vornehmlich mit Kunstgeschichte beschäftigte;<sup>31</sup> hier hörte er höchstwahrscheinlich auch erstmals Bergson.<sup>32</sup>

Wann Gebattel Rilke erstmals begegnete, ist nicht mehr genau nachzuvollziehen; möglicherweise ist dies aber bereits im Frühsommer 1903 geschehen. Rilke hielt sich in Paris auf, um an seiner Rodin-Monographie zu arbeiten; er teilt in einem Brief an Ernst Hardt vom 29. September 1902 mit, er werde den Winter in Paris verbringen und wolle in dieser Zeit Vorlesungen am

---

<sup>28</sup> UAB, Studentenliste.

<sup>29</sup> Tellenbach (1977), S. 182.

<sup>30</sup> UAB, Bestand Az. Gebattel.

<sup>31</sup> Gebattel (1907), S. 60.

<sup>32</sup> Wiesenhütter (1963), S.10.

Collège de France besuchen<sup>33</sup> – dort also, wo Bergson wirkte und Gebattel hörte. Am 18. Juli 1903, nach dem in Paris verbrachten Winter also, berichtet Rilke aus Paris an Lou Andreas-Salomé:

„Ich möchte Dir sagen, liebe Lou, dass Paris eine ähnliche Erfahrung für mich ist wie die Militärschule; wie damals ein großes banges Erstaunen mich ergriff, so griff mich jetzt wieder das Entsetzen vor alledem, was, wie in einer unsäglichen Verwirrung, Leben heißt.“<sup>34</sup> Belegt ist über eine so frühe Bekanntschaft der beiden nichts, aber dass Rilke sich bei seinen Vorlesungsbesuchen am Collège de France Bergson entgehen ließ, damals der „intellektuelle Star der Epoche“,<sup>35</sup> ist unwahrscheinlich.

---

<sup>33</sup> Meyer (1975), S. 20.

<sup>34</sup> Andreas-Salomé (1928), S.33.

<sup>35</sup> Deleuze (1989), S. 13.

## 7 Studium der Philosophie

Zum Wintersemester 1903/1904 immatrikulierte Viktor Emil von Gebstattel sich an der Ludwig-Maximilians-Universität in München für das Fach Philosophie. Anfänglich stand dabei die Kunstgeschichte im Zentrum seines Interesses,<sup>36</sup> wobei sich vom Herbst 1904 an „ausgesprochene philosophische und psychologische Absichten“ in den Vordergrund schoben, „vorzugsweise unter der Leitung von Herrn Professor Lipps“.

### 7.1 Lehrer

#### 7.1.1 Wilhelm Dilthey

Dilthey, V. E. von Gebstattels Lehrer an der Berliner Universität, gilt als wichtigster Vertreter der deutschen Lebensphilosophie. Als Gebstattel ihm begegnete, war der Philosoph bereits siebzig Jahre alt und sein System, das sich im wesentlichen von der Geschichte herleitet,<sup>37</sup> stellte sich ausgereift und abgerundet dar. Erst im Spätwerk Diltheys ist überhaupt der Begriff des Lebens als ein zentraler zu finden; heraus aus dem Dilemma der naturwissenschaftlichen Methoden, die Wirklichkeit nicht vollständig und nachvollziehbar erfassen zu können, nähert er sich allmählich dem Empirismus und der Lebensphilosophie an. Hierbei ist ihm zunächst vor allem an der Schaffung einer erkenntnistheoretischen Grundlage für die – erst von ihm so benannten – Geisteswissenschaften gelegen. Unter der Kapitelüberschrift „Ihre Methoden sind falsch“ schreibt Dilthey: „Der Geist Hegels (...) oder die Vernunft Schleiermachers (...), dies ist eine abstrakte Wesenheit, welche in einer farblose Abstraktion den geschichtlichen Weltlauf zusammenfasst, ein Subjekt ohne Ort und ohne Zeit.“<sup>38</sup>

---

<sup>36</sup> Gebstattel (1907), S. 60.

<sup>37</sup> Aster (1963), S. 408.

<sup>38</sup> Dilthey (1922), S. 104.

Die Lebensphilosophie stellt einerseits das Leben als höchsten Wert ins Zentrum der philosophischen Betrachtung, andererseits ist das Philosophieren selbst als wesentliche Lebensäußerung anzusehen. Ein echtes Verstehen des Lebens scheint Dilthey aber nur möglich über den Menschen und dessen Einstellung zur Welt, womit die Philosophie stets im Geschichtlichen verhaftet ist. Alle Geschichte findet letztlich ihren Wert in der Tatsache, dass sich der Mensch selbst erkennt: „Angesichts der historischen Relativität alles Denkens ist Philosophie nur als geschichtliche Selbstaufklärung möglich.“<sup>39</sup> Dabei soll, hinausgehend über den reinen Rationalismus, der sich in erkenntnistheoretischer Kritik erschöpft und das Eingehen in das Leben der Geschichte verhindert, eine neue Möglichkeit des Verstehens eröffnet werden. Dieses Verstehen geschieht über ein Mitleben und Mitfühlen mit den Ideen und Motiven der handelnden Personen und nicht im Versuch, anhand von Tatsachen und Ereignissen auf logisch-naturwissenschaftlichem Wege mögliche Effekte auszurechnen.

So wird Dilthey zum Begründer einer „verstehenden Psychologie“, die nicht konstruierend – oder zergliedernd – den Zustand des Seelenlebens erklären, sondern den Sinn der erlebten Vorgänge erfassen will. Hierfür bestimmend ist der Begriff der „Struktur“; darunter ist ein Zustand des Bewusstseins zu verstehen, der schon aufgrund ständig wachsender Erfahrung auch innerhalb eines Individuums nicht zweimal der gleiche sein kann und der sämtliche psychischen Tatsachen durchdringt.

Ist in den Auffassungen Diltheys schon mancher Anklang an die später von Gebattel mitbegründete phänomenologisch-anthropologische Psychiatrie und Psychotherapie zu erkennen, so unterscheidet sich der deutsche Philosoph in einer Sache doch deutlich von seinem französischen Kollegen Bergson einerseits und von Gebattels religiöser Überzeugung andererseits: eine Hinwendung zum Metaphysischen, zum Gottesbegriff, erfolgt bei ihm nicht. Vielmehr schreibt Dilthey: „Das große Prinzip vom Grunde, die letzte Formel der metaphysischen Erkenntnis, ist nun aber kein Denkgesetz, unter welchem

---

<sup>39</sup> Dilthey (1949), S. 255.

unser Intellekt als unter seinem Fatum stünde. Indem die Metaphysik ihre Anforderung einer Erkenntnis von dem Subjekt des Weltlaufs in diesem Satz bis zu ihrer ersten Voraussetzung verfolgt, erweist sie ihre eigene Unmöglichkeit.“<sup>40</sup>

Letztlich sucht Dilthey einen Mittelweg zwischen den philosophischen Strömungen des Positivismus und des Idealismus; denn weder in dem Ansinnen, den Menschen allein durch materielle und biologische Vorgänge zu erklären, sieht er eine taugliche Methode, noch in dem Versuch Hegels, das Individuum auf allgemeine Gesetze zu reduzieren und im absoluten Geist aufzuheben. Beide Male werde der Mensch in seiner Einmaligkeit verfehlt.

### 7.1.2 Henri Bergson

Im Sommer 1903, während seines ersten längeren Aufenthalts in Paris, hörte Gebtsattel erstmals Bergson. Geboren 1859, also einer völlig anderen Epoche entstammend als Wilhelm Dilthey, ist Bergson um die Jahrhundertwende eine Sensation – der Schöpfer der Lebensphilosophie reißt durch schwungvolle Sprache die intellektuelle Jugend mit, selbst noch ein relativ junger Mann. Denn im Unterschied zu Wilhelm Dilthey, dessen Annäherung an die Lebensphilosophie erst im Alter und als Resultat des Beschreitens vieler anderer Wege erfolgte, formuliert Bergson schon 1889, also als 30-jähriger, in seinem ersten Werk – *Zeit und Freiheit* in der deutschen Übersetzung – die Grundzüge dessen, was später den Namen Lebensphilosophie tragen sollte. Diese Bezeichnung, obwohl auf den Bergsonschen Zentralbegriff des „élan vital“ zurückgehend, findet nur im deutschsprachigen Raum Eingang in die philosophische Terminologie; eine entsprechende Benennung im Französischen existiert nicht.<sup>41</sup>

1903 ist Bergson Professor für griechische und lateinische Philosophie am Collège de France, erst 1904 zählt auch die zeitgenössische Philosophie zu seiner Zuständigkeit. Wie alle Dozenten des elitären Institutes, ist er von jeglicher Verpflichtung zu Lehre und Prüfung befreit, seine Vorlesung stets

---

<sup>40</sup> Dilthey (1922), S. 390

<sup>41</sup> Deleuze (1989), S. 11.

überfüllt. Eine ganze Generation empfindet den Bergsonismus als eine Befreiung aus dem alleinigen Regiment naturwissenschaftlicher Methoden in der Philosophie, die letztlich in der Erklärung der Welt doch scheitern. „Die Richtschnur der Wissenschaft ist jene, die Bacon aufgestellt hat: gehorchen, um zu herrschen. Der Philosoph hingegen gehorcht weder, noch herrscht er; ihm ist darum zu tun, einen Gleichklang zu finden.“<sup>42</sup> schreibt Bergson in *Denken und Schöpferisches Werden*.

Die Begriffe, die in der Philosophie Bergsons eine zentrale Position einnehmen sind Dauer (*durée*), Gedächtnis und der als „*élan vital*“ bezeichnete Strom oder Schwung des Lebens (dieser Begriff ist nicht präzise zu übersetzen). Dabei leitet sich das System nicht, wie bei Wilhelm Dilthey, von der Geschichte her, sondern von der Biologie (Bergsons frühe Arbeit *Materie und Gedächtnis* gewinnt ihre Thesen aus der Beobachtung von Patienten mit Aphasien und Amnesien); während Dilthey Natur- und Geisteswissenschaften trennt und ihnen jeweils eine ihnen entsprechende Methodik zuweist, kümmert sich Bergson nicht um das Primat der naturwissenschaftlichen Untersuchungsweise in der Betrachtung der Natur, das seit Jahrhunderten geherrscht hat – er nimmt sich die Freiheit, mit seiner eigenen Methode, der „Intuition“, auch die Fragestellungen der materiellen Welt anzugehen. „Intuition“ versteht Bergson nicht als bloßen, unscharfen Eindruck von einer Sache, sondern als wirkliche Methode, die strengen Regeln gehorcht: die Frage nach der Wahrheit nicht nur auf Lösungen, sondern auch auf Fragestellungen zu beziehen; gegen den Schein anzukämpfen und die natürliche Einteilung der Wirklichkeit zu beachten; Probleme vorwiegend im Hinblick auf ihre Abhängigkeit von der Zeit (und nicht vom Raum) zu betrachten. Obwohl die „Intuition“ eigentlich ein einzeitiger Akt und keine zeitlich versetzte Abfolge von Erkenntnisschritten ist, enthält sie durchaus eine Vielheit von Richtungen und Aspekten; dies wiederum hängt mit der Bergsonschen Differenzierung von physikalisch gemessener Zeit einerseits und empfundener Dauer (*durée*) andererseits zusammen. Da Erkenntnis im menschlichen Geist stattfindet und dieser nicht den Gesetzen der Zeit, sondern

---

<sup>42</sup> Bergson (1948), S. 145.

der Dauer (*durée*) gehorcht, leitet sie sich ebenfalls von diesen Gesetzen ab, was das Nebeneinander von Vielheit und Einheit ermöglicht.

In der Betrachtung des Zeitbegriffs negiert Bergson das Kantsche Postulat der Gleichartigkeit von Zeit und Raum; vielmehr bilden die Begriffe einen Gegensatz. Während im Raum stets willkürlich von einem Punkt zum anderen und wieder zurück gegangen werden kann, ist solches in der Zeit nicht möglich.<sup>43</sup> Vielmehr bildet die erlebte Zeit (*durée*) eine nicht umkehrbare Folge von Ereignissen; die sich wiederum nicht wiederholen lassen. Dauer als psychologische Erfahrung beschreibt Bergson in *Schöpferische Entwicklung als Übergang, Wandel und Werden*<sup>44</sup> - insbesondere der Begriff des Werdens würde für Gebstattel während seines gesamten Lebens die Grundsituation des Menschen beschreiben.

Als Gegensatzpaar erscheinen des weiteren die Begriffe Materie und Bewusstsein – Materie als physikalische Tatsache gehorcht immer gleichen Gesetzen, eine chemische Reaktion ist umkehr- und wiederholbar. Im Bewusstsein hingegen kann nie dasselbe Ereignis wiederkehren, weil stets das Gedächtnis, die Erinnerung an Vergangenes auch die Wahrnehmung des Aktuellen beeinflusst. In *Materie und Gedächtnis* schreibt Bergson: „Die beiden Vorgänge, Wahrnehmung und Erinnerung, durchdringen sich fortwährend und tauschen durch eine Art Endosmose etwas von ihren Substanzen aus. Die Aufgabe des Psychologen wäre nun, sie auseinanderzulösen und jeden im Reinzustand wiederherzustellen; auf diese Weise würden sich eine Menge Schwierigkeiten der Psychologie und vielleicht auch der Metaphysik aufklären.“<sup>45</sup>

Die Metaphysik, von Dilthey als „unmöglich“ gekennzeichnet, wird bei Bergson im Laufe der Zeit immer mehr ins Zentrum seiner Philosophie rücken. Bereits in seinen frühen Werken entwickelt Bergson den Begriff des „*élan vital*“; dieses geschieht anhand der Anschauung der Natur in ihrer Entwicklung und der Aufteilung dieser Entwicklung in unterschiedliche Zweige (beispielsweise Flora

---

<sup>43</sup> Aster (1963), S. 413.

<sup>44</sup> Bergson (1912).

<sup>45</sup> Bergson (1914).

und Fauna). Mit den kurz zuvor veröffentlichten Thesen Darwins, nach denen nur Zufall und Selektion die Beschaffenheit der Arten bestimmt hätten, ist Bergson unzufrieden – träfen sie zu, hätte eine zickzackartige Entwicklungslinie resultieren müssen<sup>46</sup>. So postuliert Bergson „élan vital“ als Kraft des Lebens als solches, als einen Strom, der sich aufzweigt, verschiedene Formen und Arten schafft, über diese aber wieder hinweggeht und neue Formen kreiert, wenn er auf Widerstände stößt. Diese Kraft wirkt aber nicht nur im großen Ganzen, sondern auch in jedem einzelnen Menschen in seinem Werden; Widerstände und Hemmungen lenken den „élan vital“ in neue Richtungen, sorgen für neue psychische Tatsachen und Lösungen. Diese Betrachtungsweise menschlicher Entfaltung blieb, bei allen späteren Modifikationen durch Begegnung mit Psychoanalyse, klassischer Psychiatrie und anderen philosophischen Lehrern, die Basis, von der Gebattel ausging; beispielsweise begreift Gebattel die Depression einerseits als Hemmung des Werdens, andererseits als Störung in der Wahrnehmung der gelebten Zeit; in der Begriffsverbindung des „werdezeitlichen Lebensgeschehens“ sind gar „durée“ und „élan vital“ vereint.<sup>47</sup> Die von Bergson geforderte Methode der Intuition blieb für V. E. von Gebattels Vorgehensweise in der Psychotherapie bestimmend; Binswanger, der Jahrzehnte später, als es um die Charakterisierung der Unterschiede der Arbeit seiner selbst, Gebattels und Straus' ging, das Bonmot prägte, Straus sei der Gescheiteste, er selbst der Systematischste, Gebattel aber der Intuitivste, brachte das auf den Punkt.<sup>48</sup>

Mit den Jahren erfolgt bei Bergson eine zunehmende Gleichsetzung des „élan vital“ mit dem Schöpfergott, was ihn der katholischen Kirche, die seine Werke wegen pantheistischer Züge 1914 auf den Index gesetzt hat,<sup>49</sup> zunehmend näher bringt. Bergson, eigentlich jüdischer Abstammung, seinen Glauben aber nie praktizierend, schreibt 1934 in seinem Testament: „Ich wäre Konvertit geworden, wenn ich nicht seit Jahren die fürchterliche antisemitische Welle

---

<sup>46</sup> Aster (1963), S. 414.

<sup>47</sup> Gebattel (1964), S. 209.

<sup>48</sup> In: Wiesenhütter (1963), S. 19.

<sup>49</sup> Whitrow (1991), S. 262.

hätte herankommen sehen, die sich nun bald über die gesamte Welt ergießen wird. Ich habe zu denen stehen wollen, die morgen die Verfolgten sein werden.“<sup>50</sup>

### 7.1.3 Theodor Lipps

Theodor Lipps (1851-1914) war nach akademischen Stationen in Bonn und Breslau 1894 an die Münchener Universität gekommen und wurde hier zum wichtigstem philosophischen Lehrer für Gebattel, wie dieser im kurzen Curriculum vitae, das seiner Dissertationsschrift angehängt ist, beschreibt.<sup>51</sup>

Als V. E. von Gebattel erstmals mit Lipps in Berührung kam, hatte jener bereits eine einschneidende Wende seines philosophischen Systems vollzogen. Während der ersten zwei Drittel seiner Laufbahn galt Lipps, zusammen mit Wilhelm Wundt, der als einer der ersten das Experiment auch in die psychologische Forschung einführte, als wichtigster Vertreter des sogenannten Psychologismus. Dieser räumte der Psychologie, vor allem den Vorgängen Wahrnehmung (bei Lipps „Apperzeption“) und Affekt, das Primat gegenüber allen anderen Bereichen der Philosophie ein und erklärte so auch die Logik – als Lehre vom Denken – der Psychologie gegenüber für untergeordnet, da alles Denken immer von der jeweiligen Gestimmtheit des Denkers abhängt. Dasselbe gelte auch für die Wahrnehmung von Objekten, so dass weder echte Objektivität möglich sei noch eine allgemeingültige Wahrheit. Eine Erklärung intrapsychischer Vorgänge ist beim frühen Lipps nicht durch den Versuch, Gesetzmäßigkeiten herauszufinden, möglich, sondern nur durch den Akt des von ihm so genannten „Einfühlens“.<sup>52</sup> Hierin ähnelt die „einfühlende“ Psychologie Lipps' der „verstehenden“, die Dilthey vertrat.

1901 aber erschienen Husserls *Logische Untersuchungen*, und dieses Werk, das eine grundlegende Kritik und Widerlegung des Psychologismus enthielt, änderte nicht nur Lipps' Auffassung, sondern die Richtung der gesamten

---

<sup>50</sup> Hirschberger (1952), S. 576.

<sup>51</sup> Gebattel (1907), S. 60.

<sup>52</sup> Aster (1963), S. 423 f.

Philosophie der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Unter dem Motto: „Zurück zu den Sachen selbst!“ sollte die Logik den Objekten ihre Objektivität zurückgeben.<sup>53</sup> Ein Besuch Husserls in München ließ nicht nur einige Schüler Lipps', die später als Münchener Phänomenologen zu Ruhm gelangen sollten – unter ihnen Alexander Pfänder und Moritz Geiger – an der Lehre ihres Meisters zweifeln, auch Lipps selbst ließ sich von Husserls Ansichten überzeugen.<sup>54</sup> Der Weg, die Objekte in ihrer eigenen Seinsart wahrzunehmen, führt über die phänomenologische Methode; in einem Akt des Erkennens, der „Wesensschau“, soll zunächst das betrachtete Objekt in seiner Gesamtheit und seinem Wesen erfasst werden, bevor einzelne Aspekte abgeleitet werden können. Die Anwendung dieser Methode auf den Bereich der Gefühle, der ja schon zuvor sein besonderes Interesse gefunden hatte, ist der Forschungsschwerpunkt des späten Lipps und wird auch für den jungen Gebattel zum zentralen Arbeitsfeld und zum Thema seiner Dissertation.

## 7.2 Promotion zum Dr. phil.

Gebattels philosophische Doktordissertation trägt den Titel *Bemerkungen zur Psychologie der Gefühlsirradiation* und diskutiert das Phänomen, dass Gefühle von einem Objekt, das dieses Gefühl zunächst hervorgerufen hat, auf ein anderes übertragen werden können, welches keine unmittelbare Begründung für die Auslösung einer affektiven Regung zu bieten scheint. Damit wählte sich der junge Gebattel schon früh ein Thema, das von ganz praktischer Bedeutung für zwischenmenschliche Vorgänge war, lange bevor er über das Einschlagen einer im weitesten Sinne therapeutischen beruflichen Laufbahn nachdachte. Die Dissertation beleuchtet zunächst, was mit dem Begriff Gefühl überhaupt gemeint ist, um dann eine Kritik der Methode anzubringen, Gefühle zu kategorisieren nach Qualität, Intensität, Zerlegbarkeit und zeitlichem Verlauf, wie das zu dieser Zeit nicht nur im philosophischen Bereich bei positivistisch dominierten Schulen üblich war, sondern auch in der klassischen Psychiatrie,

---

<sup>53</sup> Hirschberger (1952), S. 593 ff.

<sup>54</sup> Mader (1980), S. 32.

wo sich Gebssattels späterer Lehrer Kraepelin genau damit beschäftigte, anhand empirischer Beobachtung psychische Phänomene einzuordnen. Gebssattel bemerkt hierzu, dass es „isolierte Gefühle nicht gibt und dass man von der psychischen Wirklichkeit selbst sich entfernt in dem Maß, als man die Einheit des augenblicklichen Totalgefühls in begrifflicher Analyse vernichtet.“<sup>55</sup>

Im weiteren beschreibt Gebssattel, wie zunächst das Gefühl, das ein Gegenstand im Subjekt ausgelöst hat, mit diesem Gegenstand identifiziert wird: „So geschieht es, dass das Gefühl, das doch keinen Ort hat als das erlebende Ich, wie eine objektive Bestimmtheit des Gegenstandes erscheint.“<sup>56</sup> Dabei ist unerheblich, ob das Gefühl nach objektiver Betrachtung angesichts des Gegenstandes adäquat ist, da stets die psychische Verfassung des Subjekts bestimmt, welchen Affekt ein Gegenstand auslöst.

Abschließend führt Gebssattel den Terminus „Gefühlsirradiation“ ein, womit ein „Überstrahlen“<sup>57</sup> eines Gefühls auf eine komplexe wahrgenommene Situation gemeint ist, obwohl der das Gefühl erregende Reiz womöglich nur ein Bruchstück der Gesamtsituation ausmacht: „Es gilt also der Satz, dass, wenn ein Gegenstand, der einer gleichmäßig beachteten Mannigfaltigkeit eingegliedert ist, das Gefühl des Augenblicks erwirkt, dieses Gefühl richtungsbestimmt und betonend auf die gesamte Mannigfaltigkeit bezogen erscheint.“<sup>58</sup>

Als zweite Möglichkeit der Gefühlsirradiation beschreibt Gebssattel den Fall, dass die Gesamtsituation nicht homogen, nicht „gleichmäßig beachtet“ ist, sondern eine gewisse Hierarchie in der Wahrnehmung der Gegenstände besteht; hier überstrahlt der übergeordnete Teilgegenstand alle anderen und löst das „Totalgefühl“ aus.

Diese zweite Möglichkeit ist eigentlich nur graduell verschieden von der ersten, und hiermit wäre sicher Gebssattels Lehrer Bergson nicht einverstanden, dessen zweite Regel der Methode der „Intuition“ besagt, man solle graduelle nicht mit

---

<sup>55</sup> Gebssattel (1907), S. 8.

<sup>56</sup> Gebssattel (1907), S. 13.

<sup>57</sup> Gebssattel (1907), S. 22.

<sup>58</sup> Gebssattel (1907), S. 28.

Wesensunterschieden verwechseln;<sup>59</sup> auch Lipps ist in seiner Beurteilung von Gebssattels Arbeit mit dieser zweiten Möglichkeit nicht ganz zufrieden (s.u.).

Im November 1906 richtete Viktor Emil von Gebssattel das Promotionsgesuch an den Dekan; dabei sollte die Prüfung außer im Hauptfach Philosophie (Psychologie, Logik, Ästhetik, Ethik, Geschichte der Philosophie) in den Nebenfächern Geschichte des Altertums und Kunstgeschichte stattfinden. Als Absenderadresse ist die Max-Josephstr. 6 in München angegeben, so dass anzunehmen ist, dass Gebssattel während der gesamten Münchener Studienzeit im elterlichen Haus gewohnt hat (allerdings dürfte er nach der Fertigstellung von Schloss Gebssattel im Jahre 1905 dort häufiger alleine gewesen sein).

Der Dekan wiederum bat Theodor Lipps um das *votum informativum*, welches in der Promotionsakte Gebssattels erhalten ist:

„Gegenstand der Untersuchung in der Arbeit des Herrn von Gebssattel ist allgemein gesagt die Tatsache, dass ein Gefühl bezogen erscheinen kann auf einen Gegenstand, in dem dasselbe nicht gegründet ist.

Verfasser nennt dies Gefühlsirradiation und tritt damit von vornherein einer alten Deutung jener Tatsache entgegen, derzufolge Gefühle, die an einem Gegenstand haften, auf dem Wege der „Gewöhnung“ sich übertragen auf Gegenstände, die mit jenem innig assoziiert sind. (...) von Gebssattel folgt damit einer von mir gegebenen Anregung, führt aber die Sache selbstständig (...) durch.

Das Problem, das sich die Arbeit stellt, ist richtig und sicher gefasst und klar beherrscht. Noch mannigfachere Fälle, in welchen die aufgestellten Erklärungsprinzipien ihre Anwendung finden, hätten aufgeführt werden können. Auch bleibt in der zweiten jener beiden Grenzmöglichkeiten noch die eine oder andere Frage zu beantworten.

Aber auch das Vorliegende präsentiert sich als eine hübsche Arbeit, die ich nicht anstehe zur Zulassung zu empfehlen.“<sup>60</sup>

---

<sup>59</sup> Deleuze (1989), S. 35.

<sup>60</sup> UAM O I 86 p

Am 30. November 1906 bestand Gebattel in München das Examen rigorosum; während seine philosophischen Prüfer, die Professoren Lipps und von Hertling, ihm die Note 1-2 gaben, erreichte er in Alter Geschichte (Prof. Pöhlmann) eine 1 und in Kunstgeschichte (Prof. Riehl) eine 2. Dabei müssen ihm seine Prüfer wohlgesonnen gewesen sein, denn im Prüfungsprotokoll ist zunächst bei Alter Geschichte ebenfalls eine 2 vermerkt, die dann ausgestrichen und mit einer 1 überschrieben ist – damit erreichte V. E. von Gebattel das summa cum laude und wurde zum Doktor der Philosophie promoviert.

## 8 Zeit als Privatgelehrter 1906-1913

### 8.1 Erste literarische Versuche

In den nun folgenden sieben Jahren führte V. E. von Gebattel ein von materiellen Sorgen offenbar gänzlich unbelastetes Leben als Privatgelehrter und Schriftsteller. Er bereiste wiederholt die Stätten der griechischen und römischen Antike,<sup>61</sup> die Schweiz und immer wieder Frankreich mit dem in dieser Zeit alle anderen europäischen Hauptstädte überstrahlenden geistigen und kulturellen Zentrum, Paris. Gebattel beherrschte die französische Sprache ausgezeichnet und trat, noch bevor er 1911 sein erstes und einziges Buch veröffentlichte, mit Übersetzungen aus dem Französischen hervor, die im Münchener Hyperion Verlag erschienen.<sup>62</sup>

Dabei war sich der junge Gebattel keineswegs sicher, in welche Richtung er seine reichen Geisteskräfte nun bündeln sollte. Am 20. Juli 1907 schreibt er, zu Besuch bei seinen Eltern auf Schloss Gebattel, an den Bühnenschriftsteller und späteren Intendanten des Weimarer Nationaltheaters, Ernst Hardt:

„Eine intensive Zuwendung zu abstrakten Arbeiten nimmt im Augenblick alles Gefühl für Nuancen auf anschaulichem Gebiet. (...) Es gibt nichts Unerträglicheres, als Spielball seiner Möglichkeiten zu sein. So z.B. betreibe ich zu gleicher Zeit religionspsychologische Studien, arbeite Hegel durch und experimentiere mit Sonetten.“<sup>63</sup> Und in einem weiteren Brief, gleichfalls an Ernst Hardt und undatiert, wahrscheinlich aber in unmittelbarer zeitlicher Beziehung:

„Mein augenblicklicher Zustand ist scheußlich: Ich sitze zwischen zwei Stühlen: Philosophie und Kunst und bin des Weges sehr ungewiss.“

Wahrscheinlich brachte Ernst Hardt Gebattel in Kontakt mit dem Kreis von Künstlern und Wissenschaftlern, der sich Anfang des 20. Jahrhunderts auf Initiative des dortigen Museumsdirektors, Harry Graf Kessler, in Weimar

---

<sup>61</sup> Tellenbach (1977), S.181.

<sup>62</sup> BayHStA MK 54502, eigenhändige Publikationsliste.

<sup>63</sup> DLA BF 000121552.

gebildet hatte. Es war eines der wesentlichen künstlerischen Zentren in Deutschland entstanden; auf Betreiben Graf Kesslers hin wurde 1902 der belgische Architekt Henry van de Velde zunächst an den Hof des Großherzogs von Sachsen-Weimar berufen, um dann im folgenden Jahr zum Direktor der Kunstgewerbeschule Weimar, des späteren Bauhauses, ernannt zu werden.<sup>64</sup> Zu einer Schülerin van de Veldes und späteren Lehrbeauftragten an der Kunstgewerbeschule, Charlotte Veit, stand Gebattel von Anfang 1909 bis Ende 1910 in regelmäßiger brieflicher Verbindung. In einem undatierten Brief aus Berlin, wo Gebattel bei seinem Onkel Ludwig Freiherr von Gebattel, zu dieser Zeit bayerischer Militärbevollmächtigter, wohnt, schreibt er an Harry Graf Kessler:

„Wenn Sie erlauben, so möchte ich, Ihrer Aufforderung folgend meine Ankunft für Sonntag den 18. März ankündigen. Ich weiss nicht, ob dieser Tag Ihnen passt und welches Ihre Intentionen mit mir sind. Ich werde von 12 Uhr ab in Weimar sein und nur diesen Tag dort zubringen. (...)“<sup>65</sup>

So kam der eben erst 24-jährige, gerade promovierte Philosoph schon früh in Verbindung mit den an der Spitze der geistig-künstlerischen Entwicklung im spätwilhelminischen Deutschland stehenden Personen, mit denen er durchaus selbstbewusst korrespondierte.

## **8.2 Tod Wolf Graf Kalckreuths und erster Kontakt zu Rilke**

Ins Jahr 1906 fiel ein für Gebattel sicherlich schockierendes Ereignis, das aber weniger durch eigene Aufzeichnungen oder Äußerungen als vielmehr durch seine literarische Verarbeitung seitens eines anderen – Rainer Maria Rilke – Spuren in V. E. von Gebattels Leben hinterließ: der Selbstmord seines Freundes Wolf Graf Kalckreuth. Die beiden hatten sich 1904 in Wiesbaden kennengelernt, als Wolf Graf Kalckreuth dort zu einem Kuraufenthalt weilte. Kalckreuth hatte sich sofort zu dem Älteren hingezogen gefühlt, der sich äußerlich in einer ähnlichen Situation zu befinden schien wie der Jüngere: ein

---

<sup>64</sup> Meyer (1975), S. 154.

<sup>65</sup> DLA HS 000307966.

überragender Geist in einem behinderten Körper. Gebstattel hatte im Vorjahr durch einen Unfall auf der Jagd dauerhaft ein versteiftes rechtes Kniegelenk zurückbehalten, was für einen 21-jährigen, zuvor völlig gesunden Mann sicher kein leichtes Los war. Wolf Graf Kalckreuth dagegen litt bereits seit der Kindheit unter massiven Fehlbildungen des Bewegungsapparates, wahrscheinlich durch Rachitis bedingt. In einem ärztlichen Zeugnis heißt es über ihn: „Schulterblätter und Rippen schief, Rückgrat ausgebogen. Die Rippen drücken auf die Organe, behindern das Herz (...) weder Streckbett, noch Orthopädie können den Schaden (...) in ein paar Monaten beheben.“<sup>66</sup>

Während die Familie Gebstattel noch die Tradition des grundbesitzenden, militärisch orientierten Adels verkörperte, waren die Grafen Kalckreuth schon seit zwei Generationen künstlerisch tätig – Leopold Graf Kalckreuth, der Vater Wolfs, war ein bekannter Maler. Auch der Sohn galt als hochbegabt und war schon in der Kindheit schriftstellerisch hervorgetreten. Die Mutter Wolf Graf Kalckreuths wiederum war eine Tochter von Paul Yorck von Wartenburg, dem Philosophen, der der wichtigste Dialogpartner für Gebstattels philosophischen Lehrer Wilhelm Dilthey war.<sup>67</sup> Mit V. E. von Gebstattel hatte Wolf Graf Kalckreuth die Leidenschaft für moderne Lyrik gemeinsam, was sich darin niederschlug, dass die beiden im Sommer 1906 die *Fleurs du Mal* von Baudelaire zusammen ins Deutsche übersetzten. Die Mutter Wolf Graf Kalckreuths schreibt an ihren Ehemann über Gebstattel:

„In deinen armen, tapferen Gebstattel, der für dich schwärmt, sind wir alle verliebt. Solch schöner, junger Mensch, wie ein aufrecht brennendes Licht, erstaunlich ernsthaft, reif und stupend gebildet, zart und freundlich im Leben, nur mit einigen jugendlichen herzlosen egoistischen Theorien versehen. Gut für Wolf, mal jemanden zu treffen, der ihm über ist.“<sup>68</sup>

---

<sup>66</sup> Gutjahr/Kalckreuth (2005).

<sup>67</sup> Aster (1963), S. 410; Gutjahr/Kalckreuth (2005), S. 13.

<sup>68</sup> Kalckreuth (1967), S. 312.

Gebstattel wurde Wolf Graf Kalckreuth zum besten Freund neben Wilhelm Wulf, der unter anderem als Illustrator der Übertragungen französischer Lyrik durch Wolf Graf Kalckreuth in Erscheinung trat.<sup>69</sup>

Im Sommer 1906 hatte dieser in Stuttgart das Abitur bestanden, woraufhin er, wie dies fünf Jahre zuvor auch Gebstattel getan hatte und es für einen jungen Mann seiner Stellung üblich war, als Einjährig-Freiwilliger seiner Wehrpflicht nachzukommen plante. Jedoch befand der Militärarzt den Grafen Kalckreuth aufgrund seiner körperlichen Beeinträchtigungen als dienstuntauglich. Sein Vater reichte beim württembergischen König daraufhin ein Sondergesuch ein, wobei nicht mehr nachvollziehbar ist, ob dies auf Wunsch des Sohnes oder aus eigener Initiative geschah<sup>70</sup> – jedenfalls durfte Wolf Graf Kalckreuth am 1. Oktober 1906 seinen Militärdienst in Cannstatt bei Stuttgart antreten.

Eine Woche später wurde er in seiner Wohnung tot aufgefunden – er hatte sich selbst durch die Schläfe geschossen; neben dem Toten lagen die *Fleurs du Mal* aufgeschlagen, die er erst einige Monate zuvor zusammen mit Gebstattel übersetzt hatte. Außerdem: vier Abschiedsbriefe, davon einer an Gebstattel (leider nicht erhalten).

In schriftlichen Zeugnissen von Gebstattels eigener Hand findet sich nur ein kleiner, später Hinweis auf das Geschehen, als er in einem Brief an den Schriftsteller Dieter Bassermann dessen Darstellung von Wolf Graf Kalckreuth im Rahmen einer Rilke-Studie als nicht zutreffend rügt.<sup>71</sup>

Jedoch wird durch die Verbindung zu Wolf Graf Kalckreuth erstmals Rilke auf Gebstattel aufmerksam gemacht. Rilke hatte im November 1908 das *Requiem für Wolf Graf von Kalckreuth* verfasst, nachdem ihm die Ereignisse bekannt geworden waren – persönlich kennengelernt hatte Rilke den Grafen Kalckreuth nie, war allerdings schon im Jahre 1906, nachdem im Insel Verlag die Verlaine- und Baudelaire-Übersetzungen des jungen Dichters erschienen waren, mit dessen Werken in Kontakt geraten. Möglicherweise angeregt von Ernst Hardt, der mit Rilke in enger brieflicher Verbindung stand, brachte Gebstattel Anfang

---

<sup>69</sup> Gutjahr/Kalckreuth (2005), S. 58.

<sup>70</sup> Gutjahr/Kalckreuth (2005), S. 8.

<sup>71</sup> DLA BF 000130121.

1909 ein Porträt Kalckreuths zu Rilke; dieser schreibt am 27. Januar 1909 an seinen Verleger Anton Kippenberg:

„Vor mir steht für ein paar Tage ein Bild Wolf Kalckreuth's, das mir gestern einer seiner Freunde, ein Baron Gebattel, brachte; es ist voll schöner diskreter Mittheilung, sehr ergreifend.“<sup>72</sup>

Gebattel blieb vom Herbst 1908 bis zum Frühjahr 1909 in Paris, unterbrochen nur durch einen Aufenthalt auf Schloss Gebattel über die Weihnachtsfeiertage<sup>73</sup> und einen Erholungsurlaub in Fasano am Gardasee Ende Februar 1909; auf einer auf Englisch verfassten Postkarte an Charlotte Veit teilt er mit, er vermisse das Gespräch mit ihr und genieße „the return of health, strength and concentration“.<sup>74</sup> Beeinflusst durch den nun regelmäßigen Kontakt mit Rilke, verfasste V. E. von Gebattel eine Reihe von Sonetten, die allerdings unveröffentlicht blieben und deren Existenz ihm in späterer Zeit eher unangenehm war.<sup>75</sup> In einem Brief an Ernst Hardt schreibt Gebattel:

„Rilke ist hier. Er sammelt sich im Brennpunkte eines (unleserlich) Saales des Palais Biron und hat es zum Maximum seiner Wirkungsfähigkeit gebracht, indem er den Fuß nicht aus den verwilderten Gärten seines Asyls setzt. (...) Gespräch mit ihm seltsam flackernd. Doch ist er im höchsten Maß liebenswert.“<sup>76</sup>

Den Sommer 1909 dürfte Gebattel, wie meistens, auf dem elterlichen Schloss verbracht haben; schriftliche Zeugnisse dieser Zeit fehlen. Doch war es offensichtlich nicht so einfach, die Ruhe zu finden, die er brauchte, um endlich ein zusammenhängendes, größeres literarisches Werk zu verfassen – ein Plan, der ihn schon seit längerem umtrieb. An Ernst Hardt schreibt er vom Tegernsee, wohin er „vor den Gästen in Gebattel geflohen“ ist. Im Herbst reiste Gebattel nochmals nach Paris, wo er im Hotel Tivollier Quartier bezog. Von dort schreibt er am 12. November an Harry Graf Kessler:

---

<sup>72</sup> Rilke (1995), S. 154.

<sup>73</sup> Engel (2004), S.165.

<sup>74</sup> DLA HS 002075708.

<sup>75</sup> Wiesenhütter (1976), S. 197.

<sup>76</sup> DLA BF 000121552.

„Soeben erfahre ich, dass Sie in Paris sind. Ein Brief nach Weimar von mir gesandt scheint wohl nicht in Ihre Hand gelangt zu sein. Wenn Sie Zeit haben – ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, dürfte ich Sie sehen und sprechen.“<sup>77</sup> Ende November 1909 schließlich mietete V. E. von Gebattel sich in einer Pension in Gardone am Gardasee ein, wo er bis zum Frühjahr 1910 bleiben würde.

### 8.3 Das erste und einzige Buch Gebattels

In Gardone verfasste Gebattel das einzige in sich geschlossene Buch, das er zeit seines Lebens veröffentlichen sollte: *Moral in Gegensätzen*. Alle späteren in Buchform erschienenen Werke Gebattels sind lediglich Sammlungen kürzerer Aufsätze und „weitverstreuter Arbeiten“.<sup>78</sup> Als mögliche Erklärung dieses Umstandes führt sein Schüler Wiesenhütter an:

„Wenn er so ein Problem in Angriff nahm, konnte er das gar nicht anders tun, als es bis in die letzten Tiefen auszuloten, zu erfassen und in eine verständliche und überzeugende Aussage zu bringen. Gleichsam horizontale Breitenarbeit (in Buchform) war nicht sein Stil, nicht die ihm gemäße Form.“<sup>79</sup>

Nach Monaten im turbulenten Paris suchte Gebattel die schöpferische Ruhe am Gardasee, wo er bereits im Frühling des Jahres 1909 die erhoffte Erholung gefunden hatte. An Charlotte Veit schreibt er im Januar 1910:

„Ich lebe hier in großer Zurückgezogenheit und warte, dass sich die Welt um mich ordnet und messe die Zeit nicht. (...) An Rilke denke ich viel. Rilke ist einer in Deutschland, es gibt ihrer nicht viele, ein Wirklicher. Er ist einer, der fertig wird mit sich und doch Dichter bleiben darf, das eigentlich Wunderbare (...). Er ist ein leidenschaftlich Einsamer.“<sup>80</sup>

Diese Darstellung Rilkes entspricht nicht ganz den Tatsachen; schon seit Ende 1908 ruhte die Arbeit an der Novelle *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids*

---

<sup>77</sup> DLA HS 000307966.

<sup>78</sup> Tellenbach (1977), S.182.

<sup>79</sup> Wiesenhütter (1976), S. 198.

<sup>80</sup> DLA HS 002075708.

*Brigge*, und Rilke gelang die Fertigstellung erst 1910 – woraufhin gleich die nächste schöpferische Krise einsetzte, er also durchaus nicht „mit sich fertig“ wurde. Diese bis Anfang 1912 andauernde Schaffenskrise würde Rilke nochmals in enge Verbindung mit Gebattel bringen.

Jener aber bekam von den Vorgängen in Paris wenig mit, während er in seinem Exil in Oberitalien weilte. Außer dem Produkt dieses Exils, dem Buch, sind schriftlich aus dieser Zeit nur wenige Briefe an Charlotte Veit erhalten; in einem am 3. Dezember 1909 verfassten bezeichnet Gebattel sich selbst als einen „ganz widerspenstigen Briefeschreiber“,<sup>81</sup> und tatsächlich sind es nur kurze Notizen. Mit dem Fortschritt seines Werkes werden aber auch seine Mitteilungen etwas ausführlicher, und am 19. März 1910 kündigt er seinen Besuch über die Osterfeiertage im elterlichen Haus in der Max-Josephstr. 6 in München an. An Charlotte Veit schreibt er:

„Ich selber bin beinahe fertig mit meinem ‚Buch‘. Es wird heißen ‚das Buch der Gefahren‘ und ist eine Ouvertüre des Dialektischen. (...)“ Der offensichtlich ausgesprochenen Aufforderung, sich dem Weimarer Kreis anzuschließen und sich dort niederzulassen, will Gebattel aber nicht nachkommen:

„Weimar ist, fürchte ich, vorläufig keine Möglichkeit für mich.“<sup>82</sup>

Von seinem Buch *Moral in Gegensätzen* distanzierte sich der junge Philosoph rasch wieder und ließ noch nicht verkaufte Exemplare einstampfen,<sup>83</sup> da es ihm zu viel Unausgereiftes und Persönliches enthielt. An Rilke schreibt er im Mai 1911, das Werk sei ein Ergebnis von Berührungsangst mit der Welt und Angst vor sich selbst.<sup>84</sup> Mit seinem harten Urteil war er nicht allein; Katharina Kippenberg schreibt am 18. Juli 1911, ebenfalls an Rilke:

„Gebattel trifft mich oft ganz nah. Wenn er sich gezähmt hätte und seine dialektischen Bocksprünge gelassen, wenn er nicht einfach zu begreifende Dinge phantastisch verkleidet und maskiert und dadurch unkenntlich gemacht, wenn er etwas abwegige Gedanken als leichte Ornamentik um das logische

---

<sup>81</sup> Ebenda.

<sup>82</sup> Ebenda.

<sup>83</sup> Wiesenhütter (1976), S.198.

<sup>84</sup> Engel (2004), S. 166.

Tragwerk herumgeschlungen hätte, statt sie fortwährend architektonisch machen zu wollen, so wäre sicher etwas *sehr* Gutes daraus geworden, aber auch so steckt schon genug davon darin.“<sup>85</sup>

Das Buch ist tatsächlich eine Folge von Darstellungen verschiedener Charaktere, nach denen die Kapitelüberschriften lauten: „Die Ungenauen“, „Ein Verführer“, „Ein Verräter“, „Der Dichter“. In der Vorrede versucht Gebattel, den eigentlichen Inhalt des Werkes als nicht seiner Feder entstammend zu deklarieren, sondern der eines Freundes, welcher gerne unbekannt bliebe; mit diesem Kunstgriff sorgt der Autor schon von vornherein für eine gewisse Distanz zum Geschriebenen: „Offenbar gibt es einige Schriften, mit denen der Verfasser sich für identisch erklären kann und andere, die ihn zwingen, trotz genauesten Zusehens sein Nicht-mit-ihm-Übereinstimmen zu bekennen: er schreibt sie und schreibt sie auch wieder nicht; er geht in sie ein und bleibt zugleich draußen stehen.“<sup>86</sup>

Insgesamt sollen die einzelnen Teile des Buches auf das von Gebattel in der Vorrede genannte Fichte-Zitat hinleiten: „Die letzte Bestimmung aller endlichen, vernünftigen Wesen ist absolute Einigkeit, stete Intensität, völlige Übereinstimmung mit sich selbst.“ In jedem der geschilderten Charaktere ist ein Stück weit der Autor selbst zu erkennen, der das Übereinstimmen mit sich selbst noch nicht gefunden hat. Die später in den Briefen an Ludwig Klages an sich selbst wahrgenommene mangelnde Eindrucksfähigkeit etwa klingt hier bereits an, wenn Gebattel in der Vorrede schreibt: „Ja, es war schön in fremde Länder zu reisen (...). Es war nach einer solchen Reise im Dienst des Absoluten, ich war unerschüttert nach Hause zurückgekehrt.“<sup>87</sup>

Im Kapitel „Die Ungenauen“ beschäftigt sich Gebattel mit dem Wunsch, die Welt rein logisch und begründbar zu erklären, und lässt den imaginierten Freund zum Herausgeber sagen: „Sie kamen nämlich in letzter Zeit so leicht in Streit und waren dabei so eifrig der Überzeugung, man müsse bei aller kriegerischen Gesinnung den logischen Anstand wahren und Faustschläge

---

<sup>85</sup> Rilke (1954).

<sup>86</sup> Gebattel (1911), S. 13.

<sup>87</sup> Gebattel (1911), S. 10.

noch ordentlich in Schlüsse und Beweise auflösen.“ Auch hier erkennt man den bekanntermaßen zu cholерischen Ausbrüchen neigenden Autor wieder, der den „Gebtsattelschen Urzorn“ und die ja in seiner Familie unmittelbar präsente „kriegerische Gesinnung“ zu zähmen und mit Hilfe der Wissenschaft zu sublimieren versucht.

Dass eine dauerhafte Liebesbeziehung Gebtsattels existierte, bevor er seine spätere Ehefrau, Karoline von Falkenhayn, kennenlernte, ist sehr unwahrscheinlich; auch in höherem Lebensalter muss, womöglich mitbedingt durch das kühle Verhältnis zu seiner Mutter, seine Beziehung zu Frauen allgemein recht angespannt gewesen sein.<sup>88</sup> Im Kapitel „Ein Verführer“ ist nachzulesen: „Denn wenn Sie sein Geheimnis wissen wollen, das er offenbar selbst nicht kannte, so war es dies: dass er in keiner Form des unmittelbar Erotischen sich verwirklichen konnte. Darum war er auch, wie es sich gehört, in seinen Gedanken beinahe ein Wüstling, allein nur der Gedanke des Erotischen beschäftigte und trug ihn wirklich, berührte er sich dagegen mit dem Erotischen in der ursprünglichen Wirklichkeit, so wurde er sich selbst lächerlich, ja fast widerlich und ganz gewiss verlor er alle Orientierung.“<sup>89</sup>

Dass Gebtsattel dieses Buch, das nur einen recht durchsichtigen Schleier vor seinen Autor legt, für schlecht, zu persönlich und unausgereift hielt und – bis auf wenige, bereits verkaufte Exemplare – vernichten ließ, ist also nicht erstaunlich. Erst 50 Jahre später kommt er zu einem etwas milderem Urteil über sein Werk, wenn er am 31. Januar 1964 an den Herausgeber der Zeitschrift *Merkur*, Hans Paeschke, schreibt, der ein Buch über den Schriftsteller Rudolf Kassner verfasst hatte: „Unsere Bekanntschaft und unser Briefwechsel geht auf eine spontane Stellungnahme von ihm zurück; diese galt dem Jugendwerk eines 25-jährigen, der als ‚zorniger junger Mann‘ des ersten Dezenniums unseres Jahrhunderts in ‚dialektischen Legenden‘ etwas von Kassner’schem Geist durchblicken ließ. Später *musste* ich Arzt werden [sic!] und unsere Beziehung wurde dadurch unterbrochen (...).“<sup>90</sup>

---

<sup>88</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>89</sup> Gebtsattel (1911), S. 59.

<sup>90</sup> DLA HS 002075708

#### 8.4 Die Zeit 1910-1912

Zwischen März 1910 und Januar 1912 sind keine Briefe oder sonstige schriftliche Zeugnisse über Gebattel erhalten. Anzunehmen ist, dass er zeitweise in Paris, zeitweise in München und auf Schloss Gebattel wohnte. In diese Periode fällt wahrscheinlich auch der intensivere Kontakt mit Rilke, wobei hier die zeitliche Einordnung schwierig ist. Während der genau datierbaren Kalckreuth-Episode Ende 1908 bis Anfang 1909 schreibt Rilke noch von „einem Baron Gebattel“, also ist eine vorhergehende engere Bekanntschaft nicht anzunehmen. Dagegen ist in einem Brief Rilkes an die Pianistin Magda von Hattingberg (Rilkes „Benvenuta“) vom 21. Februar 1914 nachzulesen:

„Vier Jahre genau sind's her. Da erfuhr ich zuerst von der Psychoanalyse, durch einen näheren Freund, dem diese Disziplin in ganz andere Tätigkeiten hinein unvermuthet und umstürzend aufgegangen war, einen sehr vielfältig und fein abgetönten Geist, der aus diesem Neuen schon alle möglichen Schüsse und Zweige trieb, wenn auch noch keine rechte Blüte. Dann verließ er Paris, ich sah ihn lange nicht, erfuhr aber, dass er nach einer gewissen Lehrzeit Patienten übernommen hatte, und nun ist er in der Tat so weit, das Studium der Medizin nachzuholen (...)“<sup>91</sup>

Während letzteres den Tatsachen entspricht – Gebattel studierte vom Wintersemester 1913/14 an Medizin in München – ist die zeitliche Einordnung des ersten Kontaktes zur Psychoanalyse und der Entwicklung der Freundschaft Rilkes mit Gebattel nur teilweise nachzuvollziehen. Geht man genau vier Jahre ab Datierung des Briefes zurück, so findet man Gebattel am Gardasee an *Moral in Gegensätzen* schreiben, und auch der offizielle 1. Psychoanalytische Kongress, 1911 in Weimar, an dem Gebattel teilnahm, hat noch nicht stattgefunden. Ein wesentlich früherer Kontakt Gebattels zu den Kreisen um Freud und eine Beteiligung an den Treffen 1908 in Salzburg und 1910 in Nürnberg ist gleichfalls nicht überliefert, so dass eher unwahrscheinlich anmutet, dass er Anfang 1910 bereits ein solches Erweckungserlebnis hatte,

---

<sup>91</sup> Rilke (2000), S. 157.

wie Rilke es schildert. In den Jahren 1912 und 1913 wiederum waren Rilke, Lou Andreas-Salomé, aber auch Freud und Ferenczi wiederholt zu Gast im Hause Gebssattels, der mittlerweile wieder in München wohnte;<sup>92</sup> das von Gebssattel selbst überlieferte Convivium<sup>93</sup> mit Rilke und Rodin, Matisse und weiteren Künstlern, die Ateliers und Wohnräume im Palais Hotel Biron in Paris gemietet hatten, fällt also wohl in die Zeit zwischen seiner Rückkehr aus Gardone und dem Umzug nach München, das heißt 1910/1911.

## **8.5 Entdeckung der Psychoanalyse und Verhältnis zu Freud**

### **8.5.1 Erster Kontakt durch Leonhard Seif**

Anfang des Jahres 1911 verlegte Gebssattel seinen Wohnsitz wieder in seine Geburtsstadt München, und hier kam er erstmals in nachvollziehbarer Weise in Kontakt zur Psychoanalyse; bedenkt man den Schwerpunkt seines philosophischen Studiums und das Thema seiner Dissertation aus dem Jahre 1906 – nämlich die Übertragung [sic!] von Gefühlen von einem Objekt auf ein anderes, in dem diese Gefühle zunächst gar nicht gegründet waren<sup>94</sup> – , so erscheint es nur folgerichtig, dass Gebssattel sich für eine Bewegung interessierte, die sich, neben anderem, die Entschlüsselung eben solcher Vorgänge zum Ziel gesetzt hatte.

Den ersten Zugang zur Praxis der Psychoanalyse verschaffte ihm der Nervenarzt Leonhard Seif (1866-1949). Seine klinische Ausbildung hatte Seif in Zürich am Burghölzli genossen, war aber nicht über Eugen Bleuler, der der Psychoanalyse erstmals zu Einfluss auf die Universitätspsychiatrie verhalf, zur psychoanalytischen Methode gekommen; Bleuler wurde erst 1898 Chef des Burghölzli, während sich Seif bereits 1895 in nervenärztlicher Praxis in München niedergelassen hatte. Vielmehr stellten Seif die zur Verfügung stehenden psychagogischen Methoden, Hypnose und Suggestion, nicht

---

<sup>92</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 181-193.

<sup>93</sup> Tellenbach (1977), S. 181.

<sup>94</sup> Gebssattel (1907).

zufrieden. Nach dem Bruch mit Freud 1913 näherte sich Seif der Individualpsychologie Alfred Adlers an und spezialisierte sich auf Erziehungsberatung.<sup>95</sup>

Als er im März die Ortsgruppe München der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung gründete, gehörte auch Viktor Emil von Gebattel zu den Mitgliedern der ersten Stunde.<sup>96</sup> Wahrscheinlich absolvierte Gebattel bei Seif eine Lehranalyse,<sup>97</sup> wobei die Methode noch wenig reglementiert war; Aufzeichnungen sind hierzu nicht erhalten. Sicher ist allerdings, dass Gebattel im Mai 1911 Clara Rilke-Westhoff, die Bildhauerin und Ehefrau des Dichters, mit Hilfe der eben erlernten psychoanalytischen Methode behandelte und dabei Erfolg hatte.<sup>98</sup> Am 14. Mai 1911 schreibt Gebattel an Rilke: „Es ist eine Wut in ihr, die Gloriele herabzureißen“, die bisher ihr Selbstverständnis ausgemacht habe.<sup>99</sup> Von weiteren Patienten aus dieser frühen Zeit ist nichts bekannt.

### **8.5.2 Psychoanalytischer Kongress in Weimar**

Im September 1911 war V. E. von Gebattel Teilnehmer des Psychoanalytiker-Kongresses in Weimar, der – nach den Zusammenkünften in Salzburg und Nürnberg – zwar schon der dritte, aber der erste öffentliche war.

Hier gehörte Gebattel zunächst weniger zum engeren Kreis um Freud, als vielmehr zu den interessierten, neu hinzugekommenen Gästen. Schnell bemerkte er, dass Freud selbst durch eine sich stets um ihn versammelnde, immer gleiche Gruppe mit Beschlag belegt war, die für Fremde undurchlässig schien.<sup>100</sup> Ebenfalls zunächst nur im Kreise der nicht Eingeweihten befand sich Lou Andreas-Salomé, die Freud zuvor nur einmal in Wien flüchtig begegnet war. Durch Erzählungen und Briefe Rilkes, mit dem sie Jahre zuvor eine Liebesbeziehung verbunden hatte und mit dem sie nach wie vor eng befreundet

---

<sup>95</sup> Seif (1940).

<sup>96</sup> Engel (2004), S. 166.

<sup>97</sup> S. spätere Äußerungen Gebattels zum Tod seines Cousins Stauffenberg, Kap. 7.

<sup>98</sup> Rilke (2000), S. 217.

<sup>99</sup> Engel (2004), S. 166.

<sup>100</sup> Bjerre (1971), S. 7

war, wusste sie bereits einiges von Gebattel und machte ihn mit dem schwedischen Nervenarzt Poul Bjerre bekannt, in dessen Begleitung sie reiste. Zu Gebattels Erstaunen stellte er fest, dass „der Kreis der enger um Freud Gescharten für Lou durchlässiger war als für andere ‚nur‘ Interessierte.“ Es wurde ihm „deutlich, dass Lou mehr als Bjerre und ich eben schon zu den Angenommenen gehörte: ‚ein Schwesterchen unter fünf bis sechs Brüdern‘, wie Freud einmal äußerte.“<sup>101</sup> Obgleich sie diese Sonderstellung innehatte, war Lou Andreas-Salomé die meiste Zeit mit Bjerre und Gebattel zusammen, diskutierte mit den beiden die Thesen Freuds und bildete mit ihnen einen „Kongress im Kongress“; Gebattel berichtet, vor allem durch die ungehemmte Begeisterung der Lou für Freud dessen Gedanken wie in einer Spiegelbegegnung wahrgenommen zu haben, obwohl es in den ersten Tagen zu keinem direkten Zusammentreffen Gebattels mit Freud kam. Später wurde der „Sonderkongress“ Andreas-Salomé/Bjerre/Gebattel wiederholt von Freud in seiner unmittelbaren Nähe zugelassen und erfreute sich der Sympathie des Meisters: so, meinte Freud, müsse ein Kongress geartet sein: einige Zuhörer, die, von seinen Aufgaben durchdrungen, ohne unsinnige Widerstände seinem Fortschritt entgegenzuhalten, diesen beflügelten, ja zuerst ermöglichten.<sup>102</sup>

Der Eindruck, den Gebattel bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Begründer der Psychoanalyse hatte, war für ihn lebenslang prägend. Er berichtet:

„Für einen noch auf der Suche nach Selbstverwirklichung begriffenen jungen Menschen war die Begegnung mit Freud auf dem Kongress in Weimar von faszinierender Bedeutung: was da aufleuchtete, war ein neues, überzeugendes Sinnbild der ärztlichen Handlung.“ Und weiter: „So war unser Zusammensein mit von Freud Begeisterten ein Fest.“<sup>103</sup>

So wenig wie Gebattel allerdings während des Kongresses in Weimar sich in den engsten Kreis um Freud drängte, so selbstständig gebrauchte er in Zukunft das neu erworbene Werkzeug; stets voller Respekt vor dessen Entdecker und –

---

<sup>101</sup> Bjerre (1971), S. 9

<sup>102</sup> Bjerre (1971), S. 12

<sup>103</sup> Bjerre (1971), S. 7.

im Unterschied zu so vielen anderen Anhängern der frühen Zeit – nie in offener Konfrontation mit ihm. Und doch modifizierte er das Verfahren im Hinblick auf seine therapeutische Anwendbarkeit stetig, ohne sich für eine „reine Lehre“ zu interessieren oder eine eigene Schule zu gründen. Nur durch diese Modifikation sieht Gebattel für die Psychoanalyse eine Zukunft, wenn er schreibt:

„Man kann sagen, dass die Psychoanalyse, wie Freud sie entwickelt hat, in Deutschland und in Europa überhaupt nicht mehr existiert. Nur in Amerika grassiert noch die Spezies der unentwegten und orthodoxen Freudianer. Die Intoleranz und der Dogmatismus dieser Gruppe führt dem Kundigen drastisch vor Augen, was hier gespielt wird, was aus der Psychoanalyse hätte werden können, wäre sie nicht allmählich und sicher von der großen abendländischen Tradition der Seelen- und Menschenführung assimiliert worden (...).“<sup>104</sup>

Gebattel störte sich lebenslang (und schon früh) an der zu starken Betonung der Person Freuds in der psychoanalytischen Bewegung. Lou Andreas-Salomé berichtet aus dem Jahr 1912:

„Ein Teil der kritischen Einstellung Gebattels Freud gegenüber kommt aus dem Persönlichen: daraus, wie er sich die Persönlichkeit vorstellt, die gerade auf diese Funde (und auf diese Interpretation ihrer) kam.“<sup>105</sup>

Manche der Freudschen Entdeckungen muss Gebattel bis ins hohe Alter jedoch unbezweifelt gelassen haben; Hoimar von Ditfurth berichtet aus seiner Assistentenzeit in den 1950er Jahren bei Gebattel in Würzburg, wie jener aus den zahlreichen Patienten der Würzburger Universitätspsychiatrie vergeblich eine klassische Neurose im Sinne Freuds zu fischen versucht:

„Jeder Achill aber hat eine Ferse, an der er genauso schwach ist wie jeder Sterbliche. Die Fersenschwäche Gebattels war sein fester Glaube an die Wahrheit der Freudschen Lehre.“<sup>106</sup>

Aus der zeitlichen Distanz von 45 Jahren zu seinem Zusammentreffen mit Freud schreibt Gebattel 1958: „Der Verfasser dieser Zeilen hat selbst die Erfahrung machen müssen, dass im Laufe der Jahre auch im Raum seiner

---

<sup>104</sup> Gebattel (1952), S. 410.

<sup>105</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 181.

<sup>106</sup> Ditfurth (1991), S. 313.

privaten Existenz die unvergessliche Gestalt Freuds an substantieller Dichte, an repräsentativer Bedeutung und an Intensität der Aussagekraft gewonnen hat.“<sup>107</sup> Der Glaube an die Wahrheit der Freudschen Lehre, den Ditfurth bemerkt, ist in Gebattel also erst mit zunehmendem Alter gewachsen; nach der unmittelbaren Begeisterung beim Weimarer Kongress hielt er in den folgenden Jahren stets eine gewisse Distanz zu Freud, um sich in seinem späten Werk ihm wieder anzunähern. 1946 bemerkt Gebattel: „Je dringender eine Revision von Freuds theoretischer und anthropologischer Ausdeutung seiner Funde geboten ist, desto dringender empfiehlt es sich auf der anderen Seite, eben diesen Funden Vertrauen entgegenzubringen. (...) Die konstruktiven Elemente seiner Lehre, mechanistische Grundvorstellungen, anthropologische Vorurteile, verdecken vielfach echte Erfahrungen von größter Wichtigkeit und machen blind für das Gold der Tatsachen, das aus den Schlacken der Lehre erst muss herausgesiebt werden.“<sup>108</sup>

Nicht nur die psychoanalytische Methode beeindruckte den jungen Gebattel tief; mehr noch tat dies wohl die Persönlichkeit der Lou Andreas-Salomé. Die nahezu 22 Jahre ältere schildert Gebattel 1971 folgendermaßen:

„Ihre einzigartige Weise, Menschen in ihrer Tiefe und ihrer Höhe, also als Ganzes zu umfassen, erschütterte mich und sprach ganz andere Kräfte in mir an, als sie der Kongress zu wecken vermochte. (...) Gehörte es doch zu ihrem Wesen, Menschen in ihren Untiefen und Abgründen, in allen Krisen und Wechselfällen ihres Werdens nachzuspüren in einer Weise, die eine Absolutsetzung des jeweiligen Entfaltungsstadiums für den sich verstanden Glaubenden vorzutäuschen vermochte. Von ihr berührt, vollendete sich im Jüngeren die Sicherheit seines Lebensgefühls.“<sup>109</sup>

Um zu dieser Einschätzung der Persönlichkeit Lou Andreas-Salomés zu gelangen, bedurfte es für Gebattel nicht der jahrzehntelangen zeitlichen Distanz; schon 1912 schreibt er an sie: „Hintretend vor viele, ohne Ende sich wandelnd, werden Sie immer den stärksten, eigensten Möglichkeiten im

---

<sup>107</sup> Gebattel (1958), S. 372.

<sup>108</sup> Gebattel (1946), S. 4

<sup>109</sup> Bjerre (1971), S. 8.

anderen Flugkraft verleihen, aus reiner Leidenschaft für die Fülle des Lebens jeden einzelnen über seine gewohnten Grenzen austreibend, kühl und begeistert zugleich.“<sup>110</sup>

Somit wird die Begegnung mit Lou Andreas-Salomé in zweierlei Hinsicht wegweisend für den jungen Gebattel: Sie, die in der Psychoanalyse den Gegenstand gefunden hat, der bis zu ihrem Tod im Mittelpunkt ihres Lebens stehen würde und an den sie sich – beginnend mit dem Weimarer Kongress und fortgesetzt in ihrer Ausbildung bei Freud – zunächst rückhaltlos hingibt, nimmt Gebattel in seiner Unsicherheit über die Hauptrichtung seiner Tätigkeit mit auf den Weg hin zu therapeutischer Arbeit. Zum anderen ist sie, nahezu gleichen Alters wie Gebattels Mutter, eine Frauengestalt, die dem jüngeren den Eindruck vermittelt, verstanden und angenommen zu sein ohne irgendwelche Einschränkung; etwas, das Gebattel an seiner eigenen, strengen und distanzierten Mutter, über die er 1919 schreibt, sie sei „lange meinem Gefühl entfremdet“,<sup>111</sup> zu vermissen hatte.<sup>112</sup> Inwieweit das Verhältnis Gebattels zu Lou Andreas-Salomé über diese tiefe Sympathie hinausging, ist allenfalls spekulativ zu betrachten. Wiesenhütter, Schüler Gebattels und von jenem als „einziger Sohn“<sup>113</sup> bezeichnet, überliefert, bezogen auf Lou Andreas-Salomé, den Ausspruch seines Lehrers: „sie ist schuld, dass ich keine Memoiren schreiben kann!“<sup>114</sup>

## 8.6 Dissens mit Ludwig Klages

Über seinen Status als „Nichtarzt“ auf dem Psychoanalytischen Kongress in Weimar berichtet Gebattel in seinem Vorwort zu Bjerres *Psychosynthese*. Ob ihn so früh schon der Eindruck eines Defizits beherrschte, lässt sich nicht mehr genau nachvollziehen, das Problem der so genannten Laienanalyse würde aber

---

<sup>110</sup> Salber (1990), S. 135.

<sup>111</sup> DLA BF 000122442, Brief an Ricarda Huch.

<sup>112</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>113</sup> Wiesenhütter (1976), S. 198.

<sup>114</sup> Wiesenhütter (1974), S. 7.

in den folgenden Jahren die psychoanalytischen Gesellschaften noch eingehend beschäftigen.

Mehrfach wird als Initialzündung für V. E. von Gebssattels Entschluss, im Alter von 30 Jahren noch das Studium der Medizin anzuschließen, eine Kontroverse mit Ludwig Klages (1872-1956) genannt.<sup>115</sup> Anzunehmen ist, dass Gebssattel sich spätestens seit 1911 mit dem Gedanken trug, eine im weitesten Sinne therapeutische Richtung zu verfolgen und die Auseinandersetzung mit Klages nur das Zünglein an der Waage war; aus dem Briefwechsel ist aber einiges über Verfassung und Motivation des jungen Gebssattel zu erfahren.

Klages, wie Gebssattel zu dieser Zeit in München ansässig, hatte ursprünglich Chemie und Physik, mit Philosophie im Nebenfach, studiert und dort auch promoviert – hier hatte Gebssattel, der vom humanistischen Gymnasium bis zum Abschluss in der Philosophie wenig Kontakt zur Naturwissenschaft hatte, argumentativ sicher wenig entgegenzusetzen. Über den Münchener Kreis um den Dichter Stefan George und die Philosophie Theodor Lipps' näherte Klages sich der Lebensphilosophie an, die analytisch-naturwissenschaftlichen Methoden immer mehr ablehnend. Der Titel eines seiner Hauptwerke, *Der Geist als Widersacher der Seele*, erklärt die wesentlichen Ansichten Klages': Durch den Geist, also alles Rationale, Intellektuelle, Willentliche, werde das Leben als zentraler Wert abgetötet. Hieraus leitet sich Klages' Ablehnung aller monotheistischen Religion ab, da deren letzte Wesenheit reiner Geist sei.<sup>116</sup> Klages entwickelte sich zunächst zum Fürsprecher der Jugendbewegung, die den Ausbruch aus dem Fortschrittswahn und dem Nationalismus des spätwilhelminischen Deutschland suchte; auf deren erstem großen Treffen, der Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner 1913, wurde ein Grußwort von Klages verlesen, das später unter dem Titel *Mensch und Erde* veröffentlicht wurde. Klages schreibt: „Worauf aber der Fortschrittler stolz ist, sind Machtzuwächse der Menschheit, die er gedankenlos mit Wertzuwächsen verwechselt (...). Macht allein ist ja blind gegen alle Werte, blind gegen Wahrheit und Recht und,

---

<sup>115</sup> Wiesenhütter (1976), S. 197.

<sup>116</sup> Hirschberger (1952), S. 591.

wo sie diese noch zulassen muss, ganz gewiss blind gegen Schönheit und Leben.“<sup>117</sup>

Zur Psychoanalyse äußerte sich Klages in scharfer Ablehnung; in *Vom kosmogonischen Eros* (einem Werk, das von Gebattel in späteren Schriften mehrfach zitiert wird) spricht er von einer „Pfuscherpsychologie“, deren Wirkung es sei, „den schon abgestumpften Sinn der ‚Gebildeten‘ vollends erblinden zu machen für das Wesen des Eros“,<sup>118</sup> und über die Triebe sei „nichts als ein Haufen Unsinn vorgebracht“ worden.

Klages betrieb ferner ausgiebige graphologische Studien und bemühte sich um eine Etablierung des Fachs als Wissenschaft, die er in zahlreichen Vorträgen und Seminaren weiterzugeben suchte; bereits am 25. Oktober 1911 hatte Klages zu diesem Thema in Wien in der „Psychologischen Mittwoch-Gesellschaft“ gesprochen und eine heftige Diskussion unter und mit den anwesenden Analytikern heraufbeschworen.<sup>119</sup>

1915 verließ Klages München und siedelte in die Schweiz über; dass seine Philosophie in den 1930er Jahren fast zur Mode wurde und sich die Nazis großzügig aus seinen Ansichten und Motiven bedienten, nahm er nur aus der Ferne wahr, während seine wesentlichen Anliegen Natur- und Umweltschutz wurden.

Wahrscheinlich kam Gebattel über Max Scheler und Leonhard Seif in Berührung mit Ludwig Klages, und die beiden schienen sich zunächst durchaus gut verstanden zu haben. Im Februar 1912, Gebattel wohnt nun nicht mehr im elterlichen Haus, sondern in einem Zimmer der Pension Pfanner in der Münchener Finkenstraße, schreibt er an Klages:

„Wie ich erfahre, treffen wir uns Mittwoch in der Psychoanalytischen Gesellschaft. Vielleicht verständigen wir uns dann hinsichtlich der Begegnung. Passt es in Ihre Pläne, so könnten Sie ja schon diesen Mittwoch bei mir (...) essen, und wir gehen dann gemeinsam zu Seif. (...) Ich möchte mich mit Ihnen auch wegen eventueller Beteiligung am graphologischen Kursus

---

<sup>117</sup> Klages (1937), S. 90.

<sup>118</sup> Klages (1951), S. 23.

<sup>119</sup> literaturkritik.de; Nr. 1, Januar 2006.

verständigen.“<sup>120</sup> An diesem Kurs hat Gebstattel dann ganz offensichtlich teilgenommen, denn kurz darauf teilt er Klages mit:

„(...) Da möchte ich nicht die Gelegenheit vergehen lassen, Ihnen noch einmal zu danken – die Stunden waren doch selten lehrreich und genussreich – und zugleich Sie bitten, mich wissen zu lassen, was meine Schuld beträgt. Hoffentlich haben wir in Zukunft noch privatim frohe Zusammenkünfte. Der Ihre von Herzen (...)“<sup>121</sup>

Diese privaten Zusammenkünfte scheint es auch gegeben zu haben, denn in einem undatierten Brief an Klages spricht Gebstattel gar von einem „Faschingsprojekt, das sich wiederaufnehmen lässt“<sup>122</sup> – es wurde also nicht ausschließlich ernsthafte Wissenschaft betrieben. Ob Klages dauerhaft Gast bei Seif in der Münchener Ortsgruppe der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung war, ist nicht bekannt; seine schroffe Ablehnung der Psychoanalyse macht dies unwahrscheinlich. In Gebstattels wissenschaftlichem Werk hat wiederum die Beschäftigung mit Klages' Graphologie keine sichtbaren Spuren hinterlassen.

Die schon genannte Meinungsverschiedenheit mit Klages muss in den Sommermonaten des Jahres 1912 stattgefunden haben, und über den genauen Inhalt sind keine Quellen erhalten. Erst im September 1912 schreibt Gebstattel einen langen Brief an Ludwig Klages, abgeschickt von Schloss Gebstattel; der freundschaftliche Ton lässt nicht vermuten, dass sich die beiden ernsthaft gestritten haben könnten:

„Es tat mir so leid, meinen Weg von München wegführen zu sehen, und ich möchte nicht gerne den Winter denken und Sie nicht hinzu. Unser letztes Gespräch ist mir noch gegenwärtig. Sie entsinnen sich vielleicht, es war persönlich und doch sachlich: gibt es doch Menschen, deren Objektivität das Verhältnis zu sich selber nicht auslöst und vergisst, und die von der Welt reden, indem sie *sich* erwähnen. So sprachen wir von Ihrer Eindrucksfähigkeit und die Stelle, welche eben diese Kraft in Ihrer psychologischen Gegenwart

---

<sup>120</sup> DLA HS 002043651

<sup>121</sup> DLA HS 002043651.

<sup>122</sup> Ebenda.

einnimmt, wurde uns mit einem Mal problematisch. Im Hintergrund stand noch die Romreise, und Ihre seltsame Art, tausend Berührungen zu erfahren, ja sie bis zum Ausdruck anwachsen zu lassen, ohne doch im allerletzten Grunde mit eben jenen Berührungen zu verschmelzen, oder von ihnen noch irgendwelche entscheidende Anstöße zu empfangen. Es ist kein Zufall, dass jenes Gespräch mir nachging. Ein problematisches Verhältnis zur eigenen Eindrucksfähigkeit macht mich aufmerksam auf fremde Eigentümlichkeiten in diesem Gebiet. Oft dachte ich, es müsste doch jene seltsame Unberührbarkeit inmitten des heftigsten Bildersturmes, wo sie sich aufzeigen lässt, in Zusammenhang stehen mit dem Dichter, den man in sich begraben hat, gleichsam als Ausdruck für sein Eingesartsein. Man hat irgendwie darauf verzichtet, durch seine Eindrucksfähigkeit und in der weiteren Folge darauf, durch seine Phantasie zu leben. (..) Es sind nun schon beinahe Monate, lieber Herr Doktor Klages, dass ich schreiben will; und finde den Anfang nicht, und bin abergläubisch im Gedanken, dass schließlich vielleicht doch *Sie* es eigentlich sind, der mir's nicht erlaubt. (...) Sehr früh schrieb ich einen (wertlosen!) Aufsatz über Dekadenz und die Pointe war, Dekadenz sei Bewusstheit. Drückt sich in solchen Wertungen nicht vielleicht der Widerstand aus gegen eine mächtig werdende Tendenz logischer Fixierung, gegen welche eine intrapsychische Verliebtheit in den sterbenden Dichter (in uns) sich wehrt? Der Zunahme an logischer Präzision entspricht die Abnahme an Lebendigkeit (...) <sup>123</sup>.

In diesem ersten, persönlich gefärbten Teil ist einiges über die Situation des jungen Gebattel herauszuhören: An seiner eigenen „Eindrucksfähigkeit“ zweifelnd, fühlt er sich immer weniger zu dichterischer Tätigkeit in der Lage – wie ganz anders noch zu lesen im Brief an Ernst Hardt fünf Jahre zuvor, als Gebattel das Dilemma beklagt, gar nicht zu wissen, welche seiner zahlreichen Begabungen er ausbauen solle. Die zunehmende Neigung zu „logischer Fixierung“ ist vor diesem Hintergrund verständlich, andererseits verzeichnet er einen Verlust an „Lebendigkeit“ – hierin wäre ihm Klages' Verständnis und

---

<sup>123</sup> DLA HS 002043651.

Einverständnis wohl sicher, erkennt man doch unschwer die Auffassung vom „Geist als Widersacher der Seele“.

Im zweiten Teil des Briefes diskutiert Gebattel das Verhältnis von Geist und Natur in allgemeiner Form, und hier liegt offensichtlich die Meinungsverschiedenheit mit Klages verborgen. Er schreibt:

„Wie leicht würden solche Erfahrungen, zum Ausgangspunkt des Denkens gemacht, als die ewige Achse der Spekulation den Einzelnen zu trügerischen Einsichten über das letzte Wertverhältnis von Geist und Natur hinrollen. (...) Wenn unsere Zeit etwas mit Leidenschaft entdeckt hat, so ist es die Verschuldung des Geistes an der Natur. Frühere Zeiten, beinahe legendarische, entdeckten die Verschuldung der Natur am Geiste. (...) So gibt es ja Romantiker der Jugend, und einen Lyrismus des verfehlten Lebens, in welchen Haltungen doch offenbar eine retrospektive Selbstliebe Möglichkeiten der Seele nachhängt, die der Naturlauf des Werdens ihrer Verwirklichung grausam und unwiderruflich beraubte.“

Deutlich kritisiert Gebattel hier das von Klages geforderte Primat der Natur gegenüber der Ratio, und vom letzten Satz musste sich der mit der Jugendbewegung sympathisierende Klages persönlich getroffen fühlen. Gebattel möchte überhaupt kein Primat: „Der Mensch als ein selig Dazwischengestellter bindet in sich die getrennten Welten in Begeisterung aneinander. (...) Warum die eine der Welten gegen die andere ausspielen? Dass wir, ergriffen von ihrem Gegeneinanderstehen, in uns selber zerteilt, nicht umhin können, Partei zu ergreifen, gewiss! warum aber dieser Notwendigkeit auch intellektuell verfallen!“

Zusammenfassend charakterisiert er Klages als „Romantiker, und das sans phrase. Was dort Ahnung war, bei Ihnen ist es Wissen geworden. Und doch! Sie wissen, gerade hier habe ich so viele: ‚und doch’s‘. Der ganze Brief ist ein ‚und doch.‘“ (...)

Ob Ludwig Klages diesen langen Brief beantwortet hat, ist nicht bekannt, zumindest ist nichts erhalten. Nachvollziehbar wird aber, dass Gebattel in der einen der beiden Welten, der der Naturwissenschaft nämlich, sich zu wenig zu

Hause fühlte, um sie in seiner eigenen Denkweise zusammenzuführen und Klages zu widerlegen.

### **8.7 München 1912/1913: Freundschaft mit Max Scheler**

Nach seiner Rückkehr aus Paris nahm Gebattel Verbindung zum Münchener Kreis um Max Scheler auf. Scheler, ungefähr zehn Jahre älter als Gebattel, stammte mütterlicherseits aus orthodox-jüdischer Münchener Familie und wurde in diesem Glauben auch erzogen. Schon in seiner Jugend allerdings fühlte er sich zum Katholizismus hingezogen, was letztlich dazu führte, dass er sich als 25-jähriger katholisch taufen ließ und diesem Bekenntnis – mal lose, mal enger – lebenslang verbunden blieb. Von 1895 an war Scheler in Berlin für das Fach Medizin immatrikuliert, studierte aber tatsächlich Philosophie bei Simmel und Dilthey; ganz ähnlich, wie dies auch Viktor Emil von Gebattel handhabte, der für Jura in Berlin nur pro forma eingeschrieben war, um den Konflikt mit den Eltern zumindest zu verschieben. 1899 habilitierte sich Scheler in Jena, wurde zum Privatdozenten ernannt und heiratete im Oktober seine erste Ehefrau, Amélie von Dewitz. Nach einem von seiner Ehefrau verursachten Skandal – sie bedrohte aus Eifersucht die Ehefrau eines Kollegen von Scheler mit der Pistole – erfolgte 1906 die Umhabilitation Schelers an die Münchener Universität,<sup>124</sup> genau vier Wochen, nachdem dort Gebattel zum Doktor der Philosophie promoviert worden war.

Hier stieß er zum Kreis der „Münchener Phänomenologen“, unter anderen Moritz Geiger und Theodor Conrad. Ursprünglich Schüler von Theodor Lipps, waren sie durch Husserls 1901 erschienene *Logische Untersuchungen* mit der hierin beschriebenen phänomenologischen Methode bekannt geworden und arbeiteten an entsprechenden Fragestellungen. Die eigentliche Intention Husserls, den Objekten ihre Objektivität zurückzugeben, sollte verfolgt werden durch einen Akt der Erkenntnis, der „Wesensschau“; erst durch diese werde das Wesen eines Gegenstandes erkannt, und nach diesem Erkennen wiederum könnten erst Tatsachen und Gesetze, die sich von diesem Wesen ableiten,

---

<sup>124</sup> Mader (1980), S.31.

beschrieben werden – also ein genau umgekehrtes Vorgehen im Vergleich zur im 19. Jahrhundert etablierten empirischen Methode, nach den beobachteten Merkmalen und Gesetzen eines Objektes auf dessen Wesen zu schließen.

Scheler muss sich die phänomenologische Arbeitsweise mit großer Schnelligkeit zu eigen gemacht haben; Moritz Geiger berichtet später:

„Was ihn an der Phänomenologie anzog, war weniger die strenge Zucht gewissenhaft durchgeführter Zergliederung und Sonderung der Gegebenheiten (...). Schelers genial vorwärtsstürmende Art war zu nachprüfendem Verweilen nicht geeignet. Für ihn war an der Phänomenologie etwas anderes wesentlich: dass er hier eine ausgebaute Methode der *Intuition* vorfand...“<sup>125</sup>

In München entwickelte Scheler die wesentlichen Züge seiner Philosophie, indem er die phänomenologische Vorgehensweise auf den Bereich der Werte und der Ethik anwandte. Nach Scheler werden Werte vom Menschen in einer Art Wesensschau als ganz eigene ideelle Gegenstände erfasst – er verwendet hier die Begriffe „Wertfühlen“ oder „Wertnehmen“ – und in ihrer von Natur aus offensichtlichen Rangordnung zur Grundlage menschlicher Handlung. In der Verwirklichung der erkannten Werte werde der Mensch wiederum zum Teilhaber des Göttlichen, und hierin liege die eigentliche Bestimmung des menschlichen Daseins.<sup>126</sup> Scheler beschränkte sich jedoch nicht auf den Bereich der Ethik, sondern veröffentlichte Arbeiten zur Soziologie (*Die Wissensformen und die Gesellschaft*), zur Anthropologie (*Die Stellung des Menschen im Kosmos*), zu tagespolitischen Vorgängen (*Die Ursachen des Deutschen Hasses; Die Idee des Friedens und des Pazifismus*) und zu vielem anderen mehr. Gebattel nennt ihn in seinem Nachruf den „reichsten und weitest gespannten Geist der Gegenwart“.<sup>127</sup>

Scheler erfreute sich an der Münchener Universität großer Beliebtheit bei den Studenten, was aber nicht verhindern konnte, dass er zum Opfer eines von einem Journalisten der *Münchener Post* inszenierten Skandals wurde, in dem es um eine vermeintliche Affäre Schelers mit einer jungen Frau ging, die er

---

<sup>125</sup> Geiger (1928).

<sup>126</sup> Aster (1963), S. 434.

<sup>127</sup> Gebattel (1928), S. 454.

angeblich auf einer gemeinsamen Reise als seine Ehefrau ausgegeben haben sollte. Mit bedingt durch den politischen Hintergrund, dass Scheler eher den religiös-konservativen Kreisen zugerechnet wurde, der Journalist aber sozialistischer Abgeordneter des bayerischen Landtags war, schlug die Angelegenheit so hohe Wellen, dass der Senat der Münchener Universität schließlich Scheler fallenließ und ihm, obwohl der Vorwurf in der Sache entkräftet werden konnte, 1910 die *venia legendi* entzog.<sup>128</sup> Damit entfiel für ihn allerdings die materielle Grundlage seiner Existenz, und der ohnehin häufig von Geldsorgen geplagte Philosoph musste sich immer wieder Geldbeträge von Bekannten leihen.

Bereits während der erwähnten Vorgänge hatte Scheler, von seiner Ehefrau mittlerweile getrennt lebend, die Tochter des bekannten Archäologen Adolf Furtwängler, Märit, kennengelernt und eine Liebesbeziehung mit der nach damaligem Recht noch minderjährigen Frau begonnen. Die beiden wollten heiraten, wozu aber die Scheidung von Schelers Noch-Ehefrau Amélie von Dewitz notwendig gewesen wäre, welche diese beständig verweigerte. Letztlich bot sie ihr Einverständnis gegen die Zahlung einer Summe von 60.000 Goldmark, dem gesamten Erbe von Märit Furtwängler, an – diese wiederum konnte, da sie noch nicht 21 Jahre alt und damit volljährig war, über ihr Erbe nicht verfügen. Sie schreibt in ihren Lebenserinnerungen:

„Da ich noch nicht mündig war, musste ich einen Bürgen für mich finden, bzw. jemanden, der mir das Geld vorher zu diesem Zweck lieh... In letzter Minute ließ Emil von Gebattel, ein Freund M. Sch.'s wissen, dass sich eine ungenannt bleiben wollende Person gefunden habe, die mir das Geld leihen wolle... Die Scheidung von Fr. v. Dewitz wurde also im Frühjahr 1912 ausgesprochen.“<sup>129</sup>

Wahrscheinlich war Gebattel tatsächlich nur Vermittler des Geldtransfers und nicht der höflich ungenannt bleibende Geber selbst. In einem undatierten Brief an Scheler schreibt er:

---

<sup>128</sup> Mader (1980), S. 38.

<sup>129</sup> Mader (1980), S. 42.

„Diesmal nur ein kurzer Gruß: Ich bin beauftragt von Dr. Seif an Sie zu schreiben. Dr. Seif erhielt einen Brief von Claire Grein [wohl die Person, die Märit Furtwängler die Geldsumme geliehen hatte] mit dem Ersuchen, Sie um Rückzahlung der Zinsen zu bitten. Es sei ihr nicht möglich, länger zu warten. Krupps, von denen sie ihr Geld bezieht, haben schlecht gewirtschaftet, es werden keine Supergewinne ausgezahlt, C. G. ist also des größten Teils ihrer Rente beraubt. Vielleicht können Sie doch auf dem Umweg über Ihre Schwiegermutter etwas erzielen, für den Fall Sie selbst Schwierigkeiten haben. (...)“<sup>130</sup>

Anzunehmen ist also, dass Gebattel über Leonhard Seif die Verbindung zu der wohlhabenden Gönnerin hatte herstellen können, über die sonst nichts bekannt ist. Selbst in finanziellen Dingen ausgesprochen unbegabt,<sup>131</sup> sah Gebattel bei seinem Freund Scheler eine noch größere Unfähigkeit im Umgang mit Geld, wie seiner Vermutung, dieser müsse sich wiederum bei seiner Schwiegermutter etwas leihen, um die Zinsen bezahlen zu können, zu entnehmen ist. Dass die Aktien der Firma Krupp nach vielen Friedensjahren wenig Gewinne abwarfen, würde sich zwei Jahre später allerdings ändern.

Nachdem Scheler in München für sich und seine zweite Frau, von ihm „Märchen“ genannt, keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr sah, zogen die beiden im Dezember 1912 nach Berlin, wo Scheler Privatvorlesungen hielt und, zusammen mit Husserl, Pfänder und Geiger, Herausgeber des *Jahrbuchs für Philosophie und phänomenologische Forschung* wurde. Unmittelbar vor dem Umzug nach Berlin schreibt Gebattel (der inzwischen die Pension gewechselt hat und nun in der Akademiestr. 9 in der Pension Romana wohnt) an Scheler:

„(...) und dann ließe sich vielleicht ein Tag ausmachen, an dem Sie mit Märchen zu Frau von Savinschegg zum Tee kommen könnten, sie möchte gerne noch einmal, bevor Sie abreisen, Sie beide bei sich haben. (...)“<sup>132</sup>

Die Verbindung zwischen Gebattel und Scheler blieb auch nach dessen Weggang aus München eng; Lou Andreas-Salomé berichtet aus dem Herbst

---

<sup>130</sup> BSM Ana 315.E.II.1.

<sup>131</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>132</sup> BSM Ana 315.E.II.1.

1913 über einen Besuch, den sie, zusammen mit Gebattel, Max Scheler in seinem Urlaubsdomizil am Tegernsee abstattete:

„Gebattel und Scheler werfen sich gegenseitig stets ihre ‚Ethik‘ vor. Weil bei Gebattel alles auf dem Entweder-Oder der Entscheidung steht, erscheint er Scheler als der Offiziersjunkler, der vom *Handeln* ausgeht, sogar wenn er denkt; mit mehr Recht sagt Gebattel von Scheler: er komme nie von der *Wertung* los, obwohl er nur betrachten wolle, unvoreingenommen; darum blieben ihm ‚Gegebenheiten‘, dies und das, Vereinzeltbleibendes und folglich, ob er wolle oder nicht, doch stets wieder menschlich und sogar verstandesmäßig Gesondertes. Daher Intellektualismus als Reaktion gegen Intellektualismus.“<sup>133</sup>

Hier scheint also für Gebattel der phänomenologische Akt der „Wesensschau“ bei Scheler eben deswegen nicht zu funktionieren, weil dieser auf alle betrachteten Gegenstände das System der Werte und damit der Wertung anwende, während Gebattel für ein Erfassen des gesamten Objektes Unvoreingenommenheit und Wertungsfreiheit zunächst für unabdingbar hält. Das „dies und das“ dürfte Gebattel meinen, wenn er 15 Jahre später in seinem Nachruf auf Max Scheler von einer „letzten, geheimnisvollen Mittelpunktlosigkeit“ als tiefstem Antrieb für Schelers Denken schreibt. Für seine eigene ärztliche Tätigkeit würde trotzdem Schelers Philosophie, dass der Mensch ein beständig werdender sei, indem er die von Natur – oder, im späteren Werk, Gott – gegebenen Werte in seinem Handeln verwirkliche, immer den geistigen Grund bilden. Zu verstehen ist dies in erster Linie durch den Umstand, dass Scheler für Gebattel die Synthese einer ihn überzeugenden philosophischen Methode, nämlich der phänomenologischen, mit seinem immer bewahrten katholischen Glauben zu Stande brachte; Moritz Geiger formuliert dies so:

„(...) die Ergebnisse der Phänomenologie waren letztlich doch Einzelergebnisse geblieben, aus sich heraus vermochte die phänomenologische Methode nicht einen Weltanschauungshintergrund zu entwickeln – Scheler brachte diesen Weltanschauungshintergrund von außen an sie heran: den Katholizismus. Zum

---

<sup>133</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 197.

ersten Mal seit langer Zeit hatte der Katholizismus damit wirklich Fühlung genommen mit der modernen Philosophie; es war ein Hineinarbeiten des Katholizismus in die moderne Philosophie selbst (nicht wie in der späten Romantik eine Kapitulation der Philosophie vor dem Dogma)... Der Eindruck, den diese zugleich weltanschaulich und historisch orientierte Phänomenologie auf einen Kreis intellektuell gerichteter junger Leute machte, war gewaltig.“<sup>134</sup>

Wie wichtig Schelers Werk für den jungen Gebattel war, wird in einem Brief, den Gebattel am 22. Oktober 1915 an seinen zehn Jahre älteren Freund und Lehrer schreibt, deutlich:

„(...) diese Bemerkung traf mich, denn ich sinne seit langem einer religiösen Anthropologie nach. Wenn ich mir übrigens (...) Gedanken über die ‚Idee des Menschen‘ mache und Sie in Ihrer Antwort Augustinus citieren, so sind wir in der Grundrichtung völlig eins, denn im Mittelpunkt meiner Untersuchungen über den Menschen steht die ‚Ebenbildtheorie‘. (...) Ich erwarte von diesem Jahr, dass ich in ihm endlich die religiösen Inhalte und Lebenshaltungen zu fassen bekomme, die mich immer dichter umdrängen, und ohne die ich keinen Schritt in der Welt tun kann. Es gibt ganz gewisse geistige Typen, die zu ihrer spezifischen Arbeitswelt erst gelangen, wenn sie sich in einer dauernden Gebetshaltung zu fixieren gelernt haben. Wir sind in diesen Gebeten aber ohne Meister und müssen ganz von vorne anfangen.“<sup>135</sup>

Es wundert nicht, welche Schwierigkeiten Gebattel in dieser Zeit hatte, seine religiöse Grundüberzeugung, ohne die er „keinen Schritt tun“ wollte, in Einklang zu bringen mit den Maßstäben, die er, geschult an den führenden philosophischen Köpfen der Epoche und fasziniert von der Neuigkeit der Psychoanalyse, anzulegen gewohnt war an ein System, das die Welt und den Menschen erklären wollte.

---

<sup>134</sup> Geiger (1928).

<sup>135</sup> BSM Ana 315.E.II.1.

## 8.8 München 1912: Rilke-Episode

Anfang 1912 trat Gebattel nochmals in enge Verbindung mit Rilke, als dieser, nach der Vollendung des *Malte Laurids Brigge*, sich in einer dauerhaften Schaffenskrise befand. An Lou Andreas-Salomé schreibt Rilke im Herbst 1911 von Schloss Duino: „(...) kannst Du's begreifen, dass ich hinter diesem Buch recht wie ein Überlebender zurückgeblieben bin, im Innersten ratlos, unbeschäftigt, nicht mehr zu beschäftigen?“<sup>136</sup> Um die quälende Unproduktivität zu überwinden, spielte Rilke mit dem Gedanken, sich einer psychoanalytischen Behandlung zu unterziehen. Zu dieser Zeit war Rilke wohl vor allem durch die briefliche Verbindung zu Lou Andreas-Salomé mit der Psychoanalyse konfrontiert worden und weniger durch Gebattel selbst, über den er schreibt: „(...) ich sah ihn lange nicht“.<sup>137</sup> Immerhin aber hatte Gebattel ein knappes Jahr zuvor Rilkes Ehefrau ganz offensichtlich mit Erfolg behandelt und seitdem in der Zusammenarbeit mit Seif in der Münchener Ortsgruppe der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung seine eigene Ausbildung vorangetrieben. Am 20. Januar 1912 schreibt Rilke an Lou Andreas-Salomé:

„Du begreifst aber, dass der Gedanke, eine Analyse durchzumachen, mir ab und zu aufsteigt; zwar ist mir, was ich von Freuds Schriften kenne, unsympathisch und stellenweise haarsträubend; aber die Sache selbst, die mit ihm durchgeht, hat ihre echten und starken Seiten und ich kann mir denken, dass Gebattel sich ihrer mit Vorsicht und Einfluss bedient.“<sup>138</sup>

Am 14. Januar bereits hatte Rilke sich direkt an Gebattel gewandt, ob er eine Analyse für angebracht halte, und Gebattel hatte seine Bereitschaft, Rilke zu behandeln, signalisiert (dieser Brief ist leider verschollen).<sup>139</sup> Allerdings äußerte Gebattel später, nach seinem Verhältnis zu Rilke befragt, er sei nie bereit gewesen, diesen tatsächlich zu analysieren – hierfür hätten sie sich viel zu nahe gestanden. Da die Möglichkeit einer analytischen Behandlung für Rilke aber einen gewissen Halt dargestellt habe, habe er keine klare Ablehnung

---

<sup>136</sup> Andreas-Salomé (1928), S. 49.

<sup>137</sup> Rilke (2000), S.157, Brief an Magda von Hattingberg.

<sup>138</sup> Engel (2004), S. 166.

<sup>139</sup> Engel (2004), S. 167

formuliert.<sup>140</sup> Zur Analyse kam es dann auch nicht, denn einerseits gelang es Rilke, in Form des Beginns der *Duineser Elegien* am 21. Januar 1912 zu neuer Schaffenskraft zurückzufinden; andererseits war er – wohl beeinflusst von Lou Andreas-Salomé, die per Brief und Telegramm massiv von der Behandlung abriet – zu der Einsicht gekommen, dass diese Therapieform für ihn nicht die richtige gewesen wäre. 1914 schreibt er an Magda von Hattingberg:

„Aber dass für mich nichts verhängnisvoller, tödlicher wäre, als mich den Einflüssen einer solchen Behandlung, sei es auch nur im Geringsten, auszusetzen: das war mir da, zum Glück, schon völlig klar geworden. Je mehr ich von den Absichten, Erfolgen und Fortschritten der Analyse hörte, desto besser musste ich einsehen, dass sie geradezu wie Zersetzung wirken müsste in einem Dasein, das ja doch seine stärksten Antriebe eben *darin* hatte, *dass es sich nicht kannte* (...) Und ich versprach mir, noch viel mehr zu leiden, als ich gelitten hatte und lieber in meinem zunehmenden Leid unterzugehen, als dass ich mir anmaßte, die Kräfte sehen zu wollen, die es da tief drinnen über mich beschließen (...).“<sup>141</sup>

Und in seinem Brief an Gebattel vom 24. Januar 1912 schreibt Rilke:

„Lieber, guter Freund, nehmen Sie dies noch nicht als mein allerletztes Wort – : nicht, als ob ich vorhätte, mich noch einmal dem Entschluss gegenüber auszureden, nur im Bestreben vor Ihrer, für mich so großen und wichtigen Bereitschaft ganz genau zu sein. (...) Nämlich, ich bin über die ernstesten Erwägungen zu dem Ergebnis gekommen, dass ich mir den Ausweg der Analyse nicht erlauben darf, es sei denn, dass ich wirklich entschlossen wäre, jenseits von ihr, ein neues (möglicherweise unproduktives) Leben zu beginnen, ein Wechsel, den ich mir ja manchmal beim Abschluss des *Malte Laurids Brigge* und öfters seither in müden Stimmungen, als Belohnung gewissermaßen des Ausgestandenen, versprach. Nun muss ich mir aber zugeben, dass es mir mit solchen Plänen nie ganz ernst gewesen ist (...). So viel, wie ich mich kenne, scheint mir sicher, dass, wenn man mir meine Teufel austriebe, auch meinen Engeln ein kleiner, ein ganz kleiner (sagen wir) Schrecken geschähe, –

---

<sup>140</sup> Wiesenhütter (1976), S. 197.

<sup>141</sup> Rilke (2000), S. 158.

und – fühlen Sie – gerade darauf darf ich es auf keinen Preis ankommen lassen. Ihr guter Brief hat viel dazu beigetragen, mir zu dieser Art Klarheit zu helfen, die ja nicht gerade strahlend ist, nicht wahr: aber man kann ja dabei lesen und schreiben und aushalten, und es wäre Neugier und Übermut, sofort mehr zu verlangen...“<sup>142</sup>

Mit diesem Brief endete die erste von Rilkes Überlegungen, sich einer psychoanalytischen Therapie zu unterziehen. Die Vorstellung eines Lebens ohne Dichtung hatte Rilke tatsächlich gepflegt, und zwar, vielleicht auch im Hinblick auf Gebattel, mit dem Wunsch, noch Medizin zu studieren. An Lou Andreas-Salomé schreibt er im Dezember 1912 aus Duino:

„Du musst nicht lachen, aber wochenlang, gegen den Abschluss des ‚Brigge‘ zu, hatte ich das Gefühl, ich könnte noch Arzt werden hernach, studieren und dann Arzt irgendwo auf dem Lande.“<sup>143</sup> Auch V. E. von Gebattel selbst berichtete, Rilke habe tatsächlich ein Medizinstudium beginnen wollen, nachdem im Herbst 1913 Gebattel das seine in München aufgenommen hatte.<sup>144</sup>

Mehrfach erwog Rilke in den folgenden Jahren, sich doch noch einer analytischen Behandlung zu unterziehen, wie er 1914 an Magda von Hattingberg schreibt: „Während der letzten schweren Jahre stand ich dann zwei- oder dreimal vor dem Entschlusse einer Analyse (...); zuletzt im Herbst 1912 war’s fast eine Wahl: Analyse oder Reise nach Spanien.“<sup>145</sup>

Dieses also zeitlich eindeutig nach der Ablehnung der Analyse durch Gebattel, die Rilke ja deutlich begründet hatte; der Leidensdruck des Dichters muss doch recht groß gewesen sein. Ende 1913 dann wünscht Rilke weniger einen „Psychoanalytiker, der von der Erbsünde ausgeht“,<sup>146</sup> womit wohl Gebattel und seine Nähe zum Katholizismus gemeint sein dürfte, sondern einen „Arzt, der vom Körperlichen weit ins Geistige zu folgen vermöchte – . Dir kann ich’s

---

<sup>142</sup> Rilke (GB III, 1937), S. 192.

<sup>143</sup> Andreas-Salomé (1928), S. 58.

<sup>144</sup> Wiesenhütter (1976), S. 197.

<sup>145</sup> Rilke (2000), S. 157.

<sup>146</sup> Engel (2004), S. 169.

sagen, liebe Lou, ich denke an Stauffenberg“. Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg wiederum war ein Cousin von V. E. von Gebattel, der 1913 in München als Internist und Neurologe habilitiert worden und für Gebattel während seines Medizinstudiums Vorbild und Mentor war.<sup>147</sup>

## 8.9 Psychoanalytischer Kongress in München

Im September 1913 fand der insgesamt vierte Kongress der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung in München statt; schon im August war als Gast Lou Andreas-Salomé bei Gebattel eingetroffen, unter anderem, um mit ihm über Rilkes anhaltende schöpferische Krise zu diskutieren. Sie sah das Nachlassen von Rilkes Produktivität als Zeichen der Vollendung:

„...dass alle Kunst veranlasst erscheint durch ein Manifestwerden verdrängter Komplexe, entspricht dem Lebensabseits ihrer eigentümlichen Vollkommenheiten. Sie löst diese Komplexe in einem ‚sozialen Tun‘, indem sie in Bewusstseinsformen beredt wird.“<sup>148</sup> Mit zunehmender Bearbeitung und Abbau dieser Komplexe komme es naturgemäß zu einer Verminderung dieses „Beredtwerdens“. Nach zweiwöchigem Aufenthalt in Wien Ende August 1913, wo sie sich mit Rilke traf, reiste Lou Andreas-Salomé Anfang September wieder zurück nach München: „Von Wien (am 6. September) herüberkommend und im Bayerischen Hof absteigend, ehe ich – mit Rainer – zu Gebattel zog, begegnete ich Freud.“<sup>149</sup>

Während des Münchener Kongresses kam es zum endgültigen Zerwürfnis zwischen Freud und C. G. Jung, der eigentlich von Freud zu seinem Nachfolger bestimmt worden war: „Wenn das von mir gegründete Reich verwaist, soll kein anderer als Jung das ganze erben.“<sup>150</sup> Von dieser Harmonie war in München nicht mehr viel übriggeblieben, und Leonhard Seif unternahm – sozusagen als Gastgeber des Kongresses – einen letzten Versuch, in seiner Privatwohnung

---

<sup>147</sup> DLA BF 000122442, Brief an Ricarda Huch (28.02.1918).

<sup>148</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 181.

<sup>149</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 190.

<sup>150</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 13.

den sich abzeichnenden Bruch zwischen Freud und Jung noch abzuwenden. Als einer der wenigen Teilnehmer dieses Treffens war auch Gebattel anwesend, und den hierbei sich ereignenden „klassischen epileptiformen hysterischen Anfall“ Freuds berichtete er in späteren Jahren mit Begeisterung seinen Studenten.<sup>151</sup> Die Verständigung zwischen Freud und Jung schlug bekanntermaßen fehl, und schon auf dem Münchener Kongress zerfiel die Teilnehmerschaft in Freudianer und Jungianer; Gebattel versuchte offenbar, hier eine neutrale Position einzunehmen, und muss den Streit eher von der humoristischen Seite genommen haben:

„Gebattel und ich gingen mit ihm [Tausk] fort, ich noch zur Bahn, worüber ich Bjerres Vortrag (aber unwissentlich) versäumte (...) Gebattel hörte den Vortrag noch. Der wandelte so unbeteiligt durch die Kongressparteien: Die Zigarette zwischen seinen Lippen sah aus wie ein sehr absichtliches Hindernis, um nicht zu glossieren oder herauszulachen. Dann setzte er sich doch noch in den Freudwinkel, weil ich Rainer brachte.“<sup>152</sup>

Tatsächlich kam es in München zum ersten persönlichen Treffen von Rilke und Freud, und die beiden müssen sich, auch wenn Rilke zuvor ja Teile von Freuds Werk als „haarsträubend“ empfunden hatte, sympathisch gewesen sein: „und wir blieben noch zusammen, auch abends bis sehr spät nachts“,<sup>153</sup> berichtet Lou Andreas-Salomé. Nach dem Ende des Kongresses blieben Rilke, Lou Andreas-Salomé und Ferenczi noch bei Gebattel (der immer noch ein Pensionszimmer bewohnte; also wahrscheinlich ebenfalls als Gäste der Pension).<sup>154</sup> Unter anderem besuchten die Freunde Max Scheler in seinem Urlaubsdomizil am Tegernsee, bevor Rilke und Lou Andreas-Salomé nach Dresden weiterreisten.

Zum Abbruch auch persönlicher Freundschaften kam es dagegen durch die Abspaltung der Jung-Richtung; über Bjerre, der immerhin für Lou Andreas-Salomé und Gebattel erst den Zugang zur Psychoanalyse und zum Weimarer

---

<sup>151</sup> Wiesenhütter (1977), S. 8.

<sup>152</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 190.

<sup>153</sup> Andreas-Salomé (1958), S. 191.

<sup>154</sup> Freud/Andreas-S. (1966), S. 239.

Kongress geschaffen hatte und mit dem sie schon seit 1913 nicht mehr in Kontakt stand, befragt sie Freud: „(...) wo ich B. jetzt genauer zu plazieren hätte, z.B. bezüglich der Züricher.“<sup>155</sup>

Auch Leonhard Seif, der Gebtsattel in seiner psychoanalytischen Frühphase prägte, gehörte zu den von Freud abfallenden Analytikern und stand eher in der Nähe Jungs; Lou Andreas-Salomé schreibt an Freud: „Man vernimmt recht Seltsames über Seif, der dort der Tonangebende ist und jetzt nicht „Jungianer“, sondern nur noch „Seifianer“ heranbildet; aber es mag auch Verleumdung dahinter sein *durch* Jungianer.“<sup>156</sup> Freud antwortet: „Was Sie von Seif gehört haben, beruht nach den Mitteilungen Hattingbergs auf Wahrheit. Der Rüpel hat sich selbständig gemacht, ist *Seifianer* geworden.“<sup>157</sup> Als Reaktion hierauf wollte Lou Andreas-Salomé eine eigene Münchener Gruppe ins Leben rufen (was dann aber nicht geschah): „sollte ich nächsten Winter nochmals nach München kommen, so wollen wir den Versuch machen, uns mit ein paar Andern hier zusammenzuschließen zu einem eigenen kleinen Kreis, der dem Seifschen Konkurrenz macht.“<sup>158</sup> Dabei war vor allem an Johannes Marcinowski gedacht – ob Gebtsattel, der sich weiterhin keiner Richtung erklärtermaßen angeschlossen hatte, auch für die Konkurrenzveranstaltung vorgesehen war, ist nicht bekannt. 1913 erschien in der *Zeitschrift für Pathopsychologie* als erste Veröffentlichung Gebtsattels nach *Moral in Gegensätzen*, dem von ihm selbst inzwischen zurückgezogenen Werk, der Aufsatz *Der Einzelne und der Zuschauer*. In Stil und Vorgehensweise noch stark an Gebtsattels philosophische Dissertation erinnernd, markiert die Schrift die Abwendung des Autors von künstlerisch-schriftstellerischer Tätigkeit und die Wiederaufnahme einer wissenschaftlich präzisen Betrachtung des gewählten Themas. In Gebtsattels Beschreibung des Verhältnisses des Menschen zu seiner sozialen Umgebung und, von dieser reflektiert, auch zu sich selbst, hat nicht nur die phänomenologische Vorgehensweise, sondern auch die Beschäftigung mit Freud deutliche Spuren

---

<sup>155</sup> Freud/Andreas-S. (1966), S. 18.

<sup>156</sup> Freud/Andreas-S. (1966), S. 266.

<sup>157</sup> Freud/Andreas-S. (1966), S. 111.

<sup>158</sup> Freud/Andreas-Salomé (1966), S. 112.

hinterlassen. Zu erkennen ist allerdings eine bereits kritische Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse: Zwar übernimmt Gebattel Freuds Erklärungen zur kindlichen Sexualentwicklung teilweise ohne relativierenden Kommentar, stellt aber andererseits, im Rahmen der von ihm geforderten Unterscheidung zwischen Vernunftwillen (voluntas) und Triebwillen (volitiones) Freuds Theorie als zu reduktiv dar. „Ich denke hierbei an die bekannten Versuche der Motivreduktion (...). Eine solche positivistisch-rationalistische Theorie des natürlichen Wollens ist z.B. auch die Neurosenlehre Freuds, die auf ihren eigentlichen Ausdruck gebracht lautet: Alles elementare Wollen ist libido. Richtig ist es, in der Lust, der Macht, der Selbsterhaltung, der libido usw. spezifische Richtkräfte des Wollens zu sehen, falsch dagegen ist jeder Versuch, eine dieser Richtkräfte zu verabsolutieren.“<sup>159</sup> schreibt Gebattel.

---

<sup>159</sup> Gebattel (1954), S. 241.

## 9 Studium der Medizin 1913-1919 und Erster Weltkrieg

Am 21. Oktober 1913 schrieb sich Viktor Emil von Gebstattel an der Ludwig-Maximilians-Universität in München für das Fach Medizin ein; als Adresse gab er zunächst wieder ein Pensionszimmer – in der Pension „Österreich“ in der Akademiestr. 9 – an,<sup>160</sup> hielt sich also offenbar vom elterlichen Haus in der Max-Josephstr. 6 weiterhin eher fern. Ab dem Sommersemester 1916 lautet die in der Studentenkartei vermerkte Adresse dann Mandlstr. 19/3.

1913 beginnt der Briefwechsel Gebstattels mit Ricarda Huch; die bereits hochberühmte Schriftstellerin lebte in den Jahren des Gebstattelschen Medizinstudiums in der Münchener Kaulbachstraße, eine Zeit, die sie selbst als mit die glücklichste ihres Lebens bezeichnete.<sup>161</sup> In ihrem Kommentar zu einer Sammlung persönlicher Briefe aus der Feder Ricarda Huchs schreibt ihre langjährige, enge Freundin Marie Baum: „(...) das gilt im besonderen von diesem Zeitabschnitt, in welchem Licht und Schatten sich seltsam mischen. Er umfasst reiche Erfüllung in ihrem Werk und erhält seinen Glanz durch das jugendliche Leben der Tochter. Ricarda, sonst größeren Festlichkeiten abhold, führte sie auf Gesellschaften, Tanzfeste, Maskenbälle, lud junge Leute zu sich ins Haus und genoss das Geschwirr von Verliebtheit und Musik, das zur Jugend, das zu München gehört.“<sup>162</sup>

Die Briefe an und von Ricarda Huch sind nahezu die einzigen privaten Zeugnisse, die aus den sechs Studienjahren erhalten sind; Gebstattel – und später auch seine Ehefrau – war häufiger zu Gast im Hause Huch. Am 29. Januar 1915 erzählt Ricarda Huch Marie Baum:

„Gestern abend hatte ich Besuch von der netten, klugen Frau Knoop und Herrn von Gebstattel. Es wurde sehr tiefsinnig darüber geredet, warum ich nicht patriotisch wäre, d.h. in dem Sinne, dass ich bei Ausbruch des Krieges nicht aufgeregt war und mich nicht, mit dem Ganzen des Volkes mich eins fühlend,

---

<sup>160</sup> UAM, Studentenkartei.

<sup>161</sup> Bendt/Schmidgall (1994), S. 222.

<sup>162</sup> Huch (1955), S. 65.

bedroht gefühlt und dagegen reagiert hätte. (...) Gebstattel sagte, es wäre mein Aktivitätsprinzip, weil ich nur erlebte, wo ich aktiv sein könnte. Das hat etwas für sich (...).<sup>163</sup> Allerdings wurde nicht immer tiefsinnig geredet; nachdem der Erste Weltkrieg die Münchener Faschingstradition vorübergehend zum Zusammenbruch gebracht hatte, lebte diese nach Kriegsende sofort wieder auf und wurde ganz offenbar auch von intellektuellen Kreisen gepflegt: eine Fotopostkarte zeigt Ricarda Huch, deren Tochter, Karoline von Gebstattel und weitere Gestalten in höchst phantasievoller Verkleidung.

Zuvor allerdings lag der Beginn dieses Krieges, den Gebstattel, bedingt durch seine Gehbehinderung, nicht an der Front erleben musste. Während das wilhelminische Deutschland, auch und gerade seine gebildeten Schichten, eine wahre Kriegseuphorie durchmachte – sogar der zutiefst friedliche Max Scheler meldete sich als Freiwilliger (wurde aber abgelehnt) und verfasste die Schrift *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg* –, hört man eine Wertung kaum heraus, wenn Gebstattel am 25. Juli 1914 von Schloss Gebstattel an Ricarda Huch schreibt:

„Inzwischen aber wurde ich durch die traumartig veränderte europäische Situation zu einer überstürzten Flucht aus München veranlasst. Einige Tage später hätte man nicht mehr fahren können.“<sup>164</sup>

Gebstattel war zwar als untauglich für den Einsatz an der Front befunden worden, aber eine militärische Dienstverpflichtung bestand – nach der allgemeinen Mobilmachung – für ihn trotzdem. Als er 1949, vor seiner Berufung als Honorarprofessor an die Universität Würzburg, den für Beamte bei Einstellung vorgesehenen Personalbogen ausfüllt, gibt Gebstattel eine Zeit des Wehrdienstes von 1914 bis 1915 an;<sup>165</sup> aus dieser Lebensphase sind aber, außer zwei Briefen an Max Scheler, in denen nicht vom Krieg die Rede ist, keine persönlichen Zeugnisse erhalten, so dass nicht nachvollzogen werden kann, worin dieser Wehrdienst bestand. Möglicherweise hat Gebstattel sich

---

<sup>163</sup> Bendt/Schmidgall (1994), S. 225.

<sup>164</sup> DLA BF 000122442.

<sup>165</sup> BayHStA MK 54502.

jedoch, immerhin 35 Jahre später, nur in der Jahreszahl getäuscht; denn am 31. Januar 1916 schreibt er an Ricarda Huch:

„Zufällig bin ich in diesem Jahr nun auch früher als sonst von dem Ferienaufenthalt in Bamberg durch den Gestellungsbefehl zu einer Musterung abberufen worden (...). Vielleicht bringt dieses Jahr das Ende des Wahnsinns, der über Europa gekommen ist (...). Ich hoffe jedenfalls noch das erste Examen machen zu können. Nach dessen Abschluss trete ich, falls nicht über mich verfügt wird, in eine Klinik ein. Es erscheint mir als eine große Wohltat, solcherart allmählich in eine ganz und gar praktische Welt hineinzuwachsen (...). So kommt es, dass dieses Eintauchen in die Welt der medizinischen und naturwissenschaftlichen Dinge als entscheidender Gesundungsprozess erlebt wird.“<sup>166</sup> Gebattel rechnete wohl mit einer Verwendung im sanitätsdienstlichen Bereich, wenn er, ebenfalls an Ricarda Huch, schreibt, er versuche, „in die Etappe zu kommen“. Bereits im Sommer 1914 hatte er berichtet: „Ich fahre nach Beendigung eines Krankenpflegekurses in den nächsten Tagen nach Heidelberg, wo ich Arbeit finden werde.“ Ob dieser Krankenpflegekurs in Zusammenhang mit dem Studium stand und ziviler Natur war, ist nicht bekannt – wahrscheinlicher ist hier schon ein militärischer Einsatz im Lazarett, da für einen Studenten der Münchener Universität eine Tätigkeit in Heidelberg doch untypisch gewesen wäre. Herauszulesen ist in jedem Falle, dass Gebattel die erstmalige Begegnung mit praktischer ärztlicher Tätigkeit als enorm befreiend empfunden haben muss, nachdem er sich genau zehn Jahre mit rein geistigen Dingen beschäftigt hatte – während die Jugend in Europa zunächst ebenfalls den Krieg als erlösenden „Donnerschlag“ (die Überschrift des letzten Kapitels des *Zauberberg*) wahrnahm, aber häufig mit Leben oder Gesundheit dafür bezahlte, so durfte Gebattel diese Zeit als persönlichen Gesundungsvorgang erleben. Offensichtlich ließ die vermutete Dienstverpflichtung auf sich warten; zwei Wochen nach dem Brief an Ricarda Huch vom 31. Januar 1916 schreibt Gebattel den einzigen erhaltenen Brief an seinen Vater, zu dessen Geburtstag

---

<sup>166</sup> DLA BF 000122442.

am 13. Februar. Dessen Ansichten kennend und durchaus achtend, ist nichts von „Wahnsinn, der über Europa gekommen ist“ zu lesen:

„Zu Deinem morgigen Geburtstage die allerherzlichsten Glückwünsche. Vor allem wünsche ich Dir und uns, dieses Jahr möge das wirkliche und vollkommen siegreiche Ende des Krieges bringen (...).“<sup>167</sup> Der Gratulationsbrief ist mit der Maschine geschrieben, was ansonsten nicht V. E. von Gebssattels Gewohnheit war, und enthält auf zwei Seiten eigentlich nur fünf Zeilen persönlicher Anrede; der übrige Brief diskutiert kurz die allgemeine Kriegslage, und Gebssattel empört sich über den Umstand, dass Deutsche und Briten sich an der Front gegenseitig umbringen, während zwischen beiden Staaten weiterhin Handel, beispielsweise mit Zinn und Gummi, betrieben wird: „da sieht man wieder einmal die Charakterlosigkeit der Handelsvorgänge.“ Außerdem ist eine vorsichtige politische Stellungnahme des ansonsten „völlig unpolitischen Sohnes“<sup>168</sup> zu lesen, der seinem inzwischen zum stellvertretenden Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes avancierten Vater versichert: „Denn wenn die Alldeutschen auch durchaus meine Sympathie erregen, weil sie das absolute Primat des Machtgedankens vertreten, so scheinen sie mir zu entscheidendem Einflusse auf den Gang der Ereignisse nicht gelangen zu können, weil ohne Organ für die Hemmungen, welche die mindeste Rücksicht auf Konservierung des Wirtschaftskörpers der Machtpolitik auferlegt.“ V. E. von Gebssattel möchte die Dominanz der Wirtschaft über die Politik geändert sehen: „In einer Neuordnung dieser Stellung des Wirtschaftskörpers im Volkskörper, in seiner absoluten Unterordnung unter den Machtwillen in allen Fragen der politischen Exekutive sehe auch ich die Zukunft der deutschen Staatskunst.“ V. E. von Gebssattel unterstützt hier also erstaunlicherweise die radikalen Ansichten seines Vaters und des Alldeutschen Verbandes, die eben jene Unterordnung der Wirtschaft unter den „Volkskörper“ forderten, die 20 Jahre später den Nazis tatsächlich in fataler Weise gelingen würde – jedoch 1916 nicht die Zustimmung der Regierenden im Deutschen Reich fanden. Kaiser Wilhelm II. nannte die von Konstantin von Gebssattel in der Denkschrift

---

<sup>167</sup> BA N 2089, Bl. 512.

<sup>168</sup> BA N 2089, Bl. 540; V. E. v. Gebssattel so von seinem Vater charakterisiert.

*Gedanken über einen notwendigen Fortschritt der inneren Entwicklung Deutschlands* formulierten Ansichten „geradezu kindlich“, der Verfasser überblicke „Geschichte und Politik mit der vollendeten Harmlosigkeit des Dilettanten“.<sup>169</sup> Über den Brief seines Sohnes wird Konstantin von Gebattel sich gefreut haben, denn in einem Schreiben an Heinrich Claß vom Juli 1916 beklagt er in Bezug auf das politische Desinteresse seiner Angehörigen: „Denn es ist hart, wenn man über die Sachen, die einem am meisten am Herzen liegen, gerade mit den Menschen, die einem am nächsten stehen, nicht reden kann.“<sup>170</sup> Im August 1916 wiederum schreibt V. E. von Gebattel, erkennbar angestrengt, von Schloss Gebattel an Ricarda Huch: „Ich höre hier an einem Tag mehr von Politik als sonst im ganzen Jahr. Auch bleibt, will man die Situation erfreulich gestalten, nichts anderes übrig, als in diese Dinge ein wenig sich einzuleben, wobei eben dann doch wieder, bei meinem völligen Mangel an Sachkenntnis und Instinkt in Sachen völkischer Lebensgestaltung, weise Gespräche über solche Angelegenheiten mehr von einem ärztlichen Trieb regiert werden als von wirklich politischer Gesinnung.“<sup>171</sup>

Der Krieg forderte in Gebattels Freundeskreis bald erste Opfer: Im Dezember 1916 fiel vor Verdun der noch junge, als Hölderlin-Übersetzer aber bereits zu großer Bekanntheit gekommene Schriftsteller Norbert von Hellingrath, den Gebattel 1912 kennengelernt hatte. Rilke war auf Hellingraths Pindar-Übersetzungen aufmerksam geworden und hatte den jungen Dichter in Kontakt mit Gebattel gebracht: „Rilke hat mir von Ihnen gesprochen, und das ist beinahe schon ein Kennen“<sup>172</sup> schreibt Gebattel in seinem ersten Brief an Hellingrath.

In seinem Medizinstudium kam Gebattel währenddessen offensichtlich ohne Schwierigkeiten voran. Nachdem er das Physikum bestanden hatte, immatrikulierte er sich am 1. Mai 1916 bei der Fakultät für klinische Medizin,<sup>173</sup>

---

<sup>169</sup> Peters (1996), S. 181.

<sup>170</sup> BA N 2089, Bl. 306.

<sup>171</sup> DLA BF 000122442.

<sup>172</sup> WLS Cod. List. 40 626, V, Bl. 209/210.

<sup>173</sup> UAM, Studentenkartei.

womit ein erster, großer Schritt hin zu praktischer ärztlicher Tätigkeit gemacht war. So schreibt er im Sommer 1917 an Ricarda Huch: „Ich selbst bin meinen ärztlichen Zielen nun insoweit näher gekommen, als der Klinikbetrieb nun eingesetzt hat, und ich die Gelegenheit habe, von Zeit zu Zeit im Krankenhaus die Arbeit des Koassistenten zu verrichten. Die Berührung mit dieser Art von Wirklichkeit ist für mich außerordentlich beglückend und befriedigend.“<sup>174</sup>

Der Winter 1917/1918 brachte zuerst eine Erkrankung V. E. von Gebstatts an Scharlach, welche in dieser antibiotikalosen Zeit durchaus nicht ungefährlich war, mit sich. Während Gebstatt selbst am 28. Februar 1918 an Ricarda Huch berichtet, alles sei „ganz leicht und ohne Komplikationen“<sup>175</sup> vonstatten gegangen, machten sich seine Eltern mehr Sorgen: Konstantin von Gebstatt, der nach einem Jagdunfall seit acht Wochen weitgehend immobil und mit einer „Knie-Gelenks-Entzündung“ auf Schloss Gebstatt liegt, schreibt am 22. Januar an Heinrich Claß: „Gestern habe ich die sehr beunruhigende Nachricht bekommen, dass mein Sohn sich an Scharlach erkrankt in das Münchener Krankenhaus begeben hat. Sehr hart für mich und meine Frau im gegenwärtigen Augenblick meiner Unbeweglichkeit!“<sup>176</sup> Zwei Wochen später notiert er: „Von meinem Sohne höre ich, dass er Samstag das erste Bad genommen hat, sich aber noch recht angegriffen fühlt. Um so besser: da muss er sich länger schonen.“<sup>177</sup>

Mit Beunruhigung sahen die Eltern Gebstatt das unstete Leben ihres Sohnes ohnehin,<sup>178</sup> und hier ist doch die Sorge um den – nach dem frühen Tod des Bruders Lothar – einzigen Sohn herauszuhören.

Wie berechtigt solche Sorgen waren, erwies sich nur kurze Zeit später, als Gebstatts Cousin und Kollege Wilhelm („Willy“) Freiherr Schenk von Stauffenberg, der auch eine Zeit lang Rilke behandelt hatte, im Alter von 39 Jahren an einer Pneumonie erkrankte und starb.

---

<sup>174</sup> DLA BF 000122442.

<sup>175</sup> Ebenda.

<sup>176</sup> BA N 2089/5, Bl. 52.

<sup>177</sup> Ebenda, Bl. 70.

<sup>178</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

Gebtsattel schreibt über seinen Vetter an Ricarda Huch: „Wir waren in der letzten Zeit viel zusammen, ich arbeitete mit ihm, er war ja allmählich aus der Neurologie immer mehr in die Psychotherapie hineingegangen; auf seiner Station im Krankenhaus vermehrten sich die Fälle von Organneurosen, ich selbst behandelte eine Reihe von Kriegsneurotikern und wollte eine Arbeit darüber machen, die jetzt für meine unmittelbaren Absichten entwertet ist.“<sup>179</sup>

Tatsächlich hatte die ungeheure Konfrontation der Frontsoldaten mit dem Grauen der industrialisierten Massentötung – massiver Artillerieeinsatz, Giftgas, das erstmals in großem Stil eingesetzte Maschinengewehr – die Zahl psychischer Störungen massiv in die Höhe schnellen lassen, so dass aus dem bisher eher abseitigen Gebiet der Psychotherapie ein plötzlich stark nachgefragter, ja kriegswichtiger Bereich wurde. Damit wurde auch zunehmend das Interesse einer großen Zahl von Ärzten auf die Psychotherapie gelenkt – es setzte eine Professionalisierung der Disziplin ein, während sich vor dem Krieg eher wissenschaftlich-philosophischer Forscherdrang betätigen durfte. Naturgemäß geriet hier die Psychoanalyse etwas ins Hintertreffen, waren doch die neurotischen Symptome der Kriegsheimkehrer zunächst eindeutig den schockierenden Erlebnissen an der Front zuzuschreiben und weniger im Bereich der Tiefenpsychologie zu suchen; außerdem machten die langen Behandlungszeiträume das Verfahren für die große Zahl der Patienten untauglich. Aus der Vielfalt der zur Therapie angewandten Methoden – beispielsweise Hypnose, Suggestion, physikalische Behandlungsverfahren – konnte sich allerdings keine als den anderen überlegen präsentieren. J. H. Schultz, einer der Begründer der 1926 konstituierten Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie (AÄGP), äußerte sich hierzu 1919 wie folgt: „Jeden einzelnen psychotherapeutischen Trick mit einem Autornamen und dem Ornate einer ‚Methode‘ zu behängen, liegt natürlich keinerlei Grund vor. Gute Internisten und Psychiater haben seit Jahrzehnten tausende von solchen Behandlungen als Selbstverständlichkeit im täglichen Betriebe erledigt.“<sup>180</sup>

---

<sup>179</sup> DLA BF 000122442.

<sup>180</sup> Zeller (2001), S. 10.

Ein solcher Internist (und Neurologe) war auch Stauffenberg; während seiner nervenärztlichen Ausbildung bei Bleuler am Burghölzli<sup>181</sup> hatte er mehrere Verfahren der Psychotherapie, vor allem aber die Psychoanalyse, die damals in der universitären Psychiatrie noch wenig repräsentiert war, kennengelernt. Einer regelhaften Lehranalyse hatte Stauffenberg sich allerdings nicht unterzogen; Gebtsattel berichtet: „In fast täglichen Gesprächen klärten wir unsere Anschauungen über das neue, noch so viel umstrittene Gebiet. (...) Die Wahrheit über seinen Tod ist, dass er auf dem Schlachtfeld der Psychotherapie gefallen ist. Nicht ausgerüstet, wie jeder ausgerüstet sein muss, der dieses gefährliche Gebiet betritt – durch eine an sich selbst gemachte Analyse nämlich – geriet er in einen furchtbaren und hoffnungslosen Kampf mit einer ganzen Zahl von Kranken, der ihn buchstäblich aufrieb.“<sup>182</sup>

Aus der so überzeugt vorgebrachten Diagnose Gebtsattels kann man schließen, dass er selbst tatsächlich eine vollständige Lehranalyse bei Seif absolviert hatte. Ferner behandelte er als ausgebildeter Analytiker, in der Medizin aber eigentlich noch Student, seine Patienten wohl recht selbständig und nahm – obwohl, wie den Briefen zwei Jahre zuvor zu entnehmen ist, zunächst mehr von der handwerklich-ärztlichen Tätigkeit begeistert – spätestens ab 1918 den Weg in Richtung Psychotherapie.

Unterdessen ging Gebtsattels Medizinstudium seinem Ende entgegen; am 28. November 1919 bestand er die Ärztliche Prüfung<sup>183</sup> und begann seine einjährige Medizinalassistentenzeit an der Königlich Psychiatrischen Universitätsklinik München<sup>184</sup> unter Emil Kraepelin,<sup>185</sup> dem Begründer der modernen klinischen Psychiatrie in Deutschland und leidenschaftlichem psychiatrischen Forscher. Über diese Zeit ist nicht viel zu erfahren, da Personalakten nicht erhalten sind und auch kaum persönliche Aufzeichnungen Gebtsattels; am 14. Dezember 1919 berichtet er Ricarda Huch in aller Kürze

---

<sup>181</sup> Engel (2004), S. 169.

<sup>182</sup> DLA BF 000122442.

<sup>183</sup> UAM, Studentenkartei.

<sup>184</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>185</sup> Wiesenhütter (1963), S. 10.

über das „Ende der Prüfungstage“ und bedankt sich für eine Vase, die ihm die Schriftstellerin offenbar zum Examen geschenkt hat. „Ich bin beim Krankenhaus angemeldet und habe hier eine Assistentenstelle zu versehen“<sup>186</sup> ist alles, was Gebattel über den Beginn seiner ärztlichen Laufbahn vermeldet.

Bei Kraepelin lernte Gebattel nochmals eine gänzlich andere Art der Annäherung an die Seelenheilkunde, die sich von der phänomenologischen Methode und der Psychoanalyse, denen er bisher begegnet war, grundlegend unterschied. Herkommend von der überlieferten klinischen Psychiatrie (und nicht von philosophischen Fragestellungen geleitet), hatte Kraepelin als einer der ersten Psychiater ein wissenschaftlich-rationales Vorgehen in dieser Disziplin begründet. Anhand von Beobachtungen an einer großen Zahl von Patienten, unterstützt von eigens entwickelten psychodiagnostischen Testverfahren – beispielsweise der „Arbeitskurve“ – , hatte Kraepelin ein System der Klassifikation psychischer Erkrankungen entwickelt, mit dessen Hilfe er Rückschlüsse auf Ursprung, Prognose und erfolgversprechende Therapie eines Krankheitsbildes würde ziehen können. Zum Einsatz kamen, da noch keine Psychopharmaka im heutigen Sinne zur Verfügung standen, vornehmlich physikalische Verfahren, in erster Linie Bäder. In der Festrede zur Eröffnung des Neubaus der Münchener Universitätspsychiatrie betont Kraepelin den modernen Ansatz in seiner Klinik, den weitestgehenden Verzicht auf Isolierung der Patienten und die so genannte „Tobezelle“; viel mehr Wirkung verspricht er sich von den neuen Badeeinrichtungen: „Die Erfahrung hat gezeigt, dass es für eine große Zahl erregter Geisteskranker kein zuverlässigeres und zugleich sanfteres Beruhigungsmittel gibt als ein behaglich warmes Bad, dessen Dauer sich je nach Bedarf beliebig lange Zeit, selbst wochen- und monatelang, ausdehnen lässt.“<sup>187</sup>

Eine Bewertung seiner Assistentenzeit in München ist von Gebattel nicht überliefert; dass aber Kraepelins Methode der Psychiatrie, nämlich aus Erkenntnissen aus der Verlaufsbeobachtung bei vielen anderen Erkrankten Rückschlüsse auf den konkreten Fall des einzelnen Patienten zu ziehen, diesen

---

<sup>186</sup> DLA BF 000122442.

<sup>187</sup> Kraepelin (1904), S. 16.

einzuordnen und entsprechend zu behandeln, weder Gebssattels hohem geistigen Anspruch genügen noch mit dem phänomenologischen Verfahren, die Persönlichkeit des Patienten zu erfassen, in Einklang zu bringen sein würde, ist offensichtlich. In *Zur Frage der Depersonalisation* schreibt Gebssattel, dass die „Flugzeugaufnahmen klinischer Systematik der Korrektur durch grundsätzliche Erwägungen“<sup>188</sup> bedürften, womit er den Sinn systematischer Einordnung zwar nicht in Frage stellt, seine Kritik in diesem Bild aber deutlich anbringt. Wie viel direkte Berührung mit Kraepelin, der zwar bis 1922 Direktor der Psychiatrischen Klinik war, sich aber zur Zeit von Gebssattels Assistentendasein vornehmlich dem Aufbau der von ihm gegründeten Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie (dem heutigen Max-Planck-Institut für Psychiatrie) widmete, Gebssattel überhaupt hatte, ist fraglich. In seinen Lebenserinnerungen schreibt Kraepelin 1919, also genau zu diesem Zeitpunkt: „So lange ich durch meine klinische Tätigkeit behindert bin, mich persönlich eingehender der Leitung psychologischer Arbeiten zu widmen (...).“<sup>189</sup> Der nachvollziehbare Einfluss seines klinischen Lehrers auf Gebssattel scheint denn auch gering geblieben zu sein; in V. E. von Gebssattels Schriften, auch in Lehrbuchbeiträgen, die beispielsweise die historische Entwicklung des Begriffs der Depression behandeln (wozu Kraepelin maßgebliche Dinge beigetragen hatte), zitiert der Autor Kraepelin nicht. Die Psychoanalyse mit ihrer genau gegensätzlichen Methode, psychiatrische Erkrankungen anzugehen – nämlich aus der Betrachtung des erkrankten Individuums und seiner ureigenen Geschichte, nicht auf dieses rückschließend aus einer großen Anzahl ähnlich gelagerter Fälle – , wurde von Kraepelin weitgehend ignoriert oder allenfalls abwertend kommentiert.<sup>190</sup> Eine offene Diskussion von Freuds Thesen im ärztlichen Kollegium der psychiatrischen Universitätsklinik fand nicht statt; weder unter Kraepelin noch unter seinem Nachfolger Bumke, der im Vorfeld der Gründung der Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie 1927 von Cimbal

---

<sup>188</sup> Gebssattel (1954), S. 19.

<sup>189</sup> Kraepelin (1983), S. 218.

<sup>190</sup> Böker (2006), S. 71 ff.

als „extremer Vertreter“ einer „rein materialistischen Richtung des Forschens“<sup>191</sup> charakterisiert wird. Interessanterweise findet sich zwar in den Spuren des Sohnes Gebstattel keinerlei Erwähnung Kraepelins, wohl aber in denen des Vaters: Während des Ersten Weltkrieges sympathisierte Kraepelin, der ausgeprägt nationalistisch dachte, mit dem Alldeutschen Verband, dessen Vorsitzender Konstantin von Gebstattel war.<sup>192</sup> Im Nachlass des Vaters Gebstattel ist ein kurzer Briefwechsel erhalten, worin eine nach Meinung Gebstattels unglückliche Formulierung diskutiert wird, die in eine Denkschrift des „Volksausschusses zur raschen Niederkämpfung Englands“, in dem sich Kraepelin engagiert hatte, aufgenommen worden war. Da Gebstattel diese Denkschrift schon vor Fertigstellung, sozusagen blanko, unterschrieben hatte, konnte er nur noch feststellen, er habe sich „nur schwer entschlossen, [seine] Unterschrift daraufhin nicht zurückzuziehen“.<sup>193</sup>

---

<sup>191</sup> Zeller (2001), S. 343.

<sup>192</sup> Engstrom (1990), S. 118

<sup>193</sup> BA N 2089, Bl. 579/580.

## 10 München 1919-1922: Familiengründung, Stark-Episode

Nicht nur in Form der ersten Festanstellung kam in Gebstatts bisher eher unruhiges Leben eine gewisse Konstanz, sondern auch auf privatem Gebiet schien sich die allmähliche Einrichtung in eine bürgerliche Existenzform abzuzeichnen. Bereits am 20. September 1919 schreibt Gebstatt an Ricarda Huch: „Ich habe mich übrigens mit Karoline von Falkenhayn verlobt (die Sie auch kennen) und würde mich freuen, sie Ihnen bei Gelegenheit einmal vorstellen zu können.“<sup>194</sup>

Karoline Franziska Olga von Falkenhayn, am 29. Dezember 1894 auf dem elterlichen Gut in Tarnowitz (Oberschlesien) geboren, war die Nichte des Generals, Mitglieds der Obersten Heeresleitung (OHL) und Kriegsministers Erich von Falkenhayn, der im eben erst beendeten Krieg eine zentrale Rolle gespielt hatte. Sie hatte ebenfalls in München Medizin studiert und hier V. E. von Gebstatt kennengelernt; anschließend hatte sie eine Weiterbildung zur Kinderärztin begonnen. Die erste Vorstellung der künftigen Schwiegertochter bei Gebstatts Eltern muss einer Katastrophe gleichgekommen sein und einen Wutanfall des Vaters zur Folge gehabt haben, der eben Hoffnung geschöpft hatte, sein Sohn werde nach allerhand verschlungenen Umwegen über Philosophie und Psychoanalyse doch noch in ein – seinen Begriffen nach – solides Dasein finden.<sup>195</sup> Karoline von Falkenhayn aber schien zunächst einmal das genaue Gegenteil dessen, was sich die Eltern Gebstatt unter einer Schwiegertochter vorstellten: Sie war eine selbstbewusste, gebildete Frau, durchaus imstande, selbst für sich zu sorgen; sie war Protestantin, was insbesondere für Gebstatts Mutter völlig unvorstellbar gewesen sein muss; und schließlich war sie Preußin, zudem Trägerin eines so prominenten Namens, was im traditionellen bayerisch-fränkischen Adel ungern gesehen war. Karoline von Falkenhayn war aber auch durchaus lebensklug und äußert diplomatisch, und Gebstatts Tochter berichtet, dass sie es innerhalb kürzester

---

<sup>194</sup> DLA BF 000122442.

<sup>195</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

Zeit fertigbrachte, die zukünftigen Schwiegereltern für sich einzunehmen, woraus wiederum eine spürbare Harmonisierung des gespannten Verhältnisses zwischen dem Sohn und seinen Eltern resultierte. Diese Darstellung wird unterstützt von der Beschreibung, die Gebattel selbst am 14. Dezember 1919 Ricarda Huch gibt:

„Es ist von besonderem Reiz für zwei unbeheimatete Leute, sich in dem gelungenen und wohlgeordneten Milieu der Familie zu begegnen, und sich von der Atmosphäre tragen zu lassen, die einen gut geführten Haushalt umgibt. Meine Eltern sind in die neue Tochter ganz verliebt (...) und so ist das stark gelockerte Band zwischen mir und den Meinen neu wiederhergestellt, so dass ich durch sie auch die lange meinem Gefühl entfremdete Mutter auf schönste Weise zurückgewinne.“<sup>196</sup>

Am 15. Januar 1920 heirateten Viktor Emil von Gebattel und Karoline von Falkenhayn in München,<sup>197</sup> nachdem die Braut zur katholischen Konfession übergetreten war.

Während sich die Zeit als Medizinalassistent dem Ende zuneigte, verfasste Gebattel seine medizinische Doktordissertation. Nachdem sich das Vorhaben, über die von ihm behandelten Fälle von Kriegsneurosen eine Arbeit zu verfassen, durch den Tod von Willy von Stauffenberg, der bereits seit 1913 habilitiert war<sup>198</sup> und auch als Doktorvater hätte fungieren sollen, zerschlagen hatte, wählte Gebattel ein sichtlich weniger kompliziertes Thema. Unter dem Titel *Beitrag zum Verständnis atypischer Tuberkuloseformen*<sup>199</sup> behandelt die Arbeit in kasuistischer Form den Fall eines 24-jährigen Patienten, der unter dem Verdacht der Tuberkulose in eine Münchener Klinik aufgenommen wurde und dort innerhalb kurzer Zeit verstarb; dem entsprechend entstammt die Arbeit dem Pathologischen Institut der Universität München, Doktorvater war Prof. A. Borst. Gebattel beschreibt die Auffälligkeit, dass sowohl die Tuberkulinreaktion am lebenden Patienten negativ ausfiel als auch im Sektionsbefund keinerlei

---

<sup>196</sup> DLA BF 000122442.

<sup>197</sup> BA/RK (BDC) 2702000379, Lebenslauf.

<sup>198</sup> Engel (2004), S. 169.

<sup>199</sup> Gebattel (1920).

verkäsende Granulome zu finden waren; Wiesenhütter mutmaßt, dass es sich eigentlich um einen Fall von Sarkoidose gehandelt habe,<sup>200</sup> die erst wenige Jahre zuvor von Boeck als eigene Entität beschrieben worden war. Dafür könnte sprechen, dass in der Röntgenaufnahme des Thorax bereits eine bilaterale Adenopathie nachgewiesen worden war und sich die Lunge in der Sektion diffus von granulomatösen Knötchen durchsetzt zeigte. Todesursache scheint aber eine Grippepneumonie<sup>201</sup> gewesen zu sein – der Fall stammt aus dem Jahre 1918, als in Europa Hunderttausende der „Spanischen Grippe“ zum Opfer fielen, unter anderem Stauffenberg (und, acht Jahre später, Kraepelin). Eingeordnet wurde die Erkrankung nichtsdestotrotz unter die atypischen Formen der Tuberkulose, und die Arbeit scheint das Wohlwollen der Prüfer gefunden zu haben: obwohl nur kompakte 24 Seiten lang, wurde sie in einer Fachzeitschrift veröffentlicht und verhalf Gebattel dazu, am 28. Dezember 1920 „magna cum laude“ zum Doktor der Medizin promoviert zu werden;<sup>202</sup> die Approbation als Arzt hatte er bereits am 14. Dezember erhalten.<sup>203</sup>

Mittlerweile war Gebattel zum ersten Mal Vater geworden: die ältere der beiden Töchter aus der Ehe mit Karoline von Falkenhayn, Maria Elisabeth, war am 20. Oktober geboren worden. Anstatt dass der erfolgreiche Abschluss der Ausbildung in einem bürgerlich anerkannten Beruf, Heirat und Geburt eines Kindes aber zur Sesshaftwerdung führten, geschah etwas, was für Gebattels Familie, Freunde und die Nachwelt bis heute völlig unbegreiflich war: Der scharfsinnige Denker, umfassend geistes- und naturwissenschaftlich geschulte Arzt mutierte zum Anhänger eines seltsamen Propheten namens Leonhard Stark. Diese Episode lässt sich bis heute nicht ganz aufklären und wurde, obwohl dunkel bekannt, in Gebattels Familie niemals angesprochen.<sup>204</sup>

Leonhard Stark, der eine Ausbildung als Volksschullehrer durchlaufen hatte, wurde 1894 in der Oberpfalz geboren, war also elf Jahre jünger als

---

<sup>200</sup> Wiesenhütter (1963), S. 10.

<sup>201</sup> Gebattel (1920), S. 3.

<sup>202</sup> UAM, Diplom G-IX-7, Bd. 30, Nr. 11887.

<sup>203</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>204</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

Gebstattel.<sup>205</sup> Zunächst katholisch erzogen, entfernte er sich schon in jungen Jahren von der kirchlichen Lehre; der Besuch einer Faschingsgesellschaft in München – also einer Art Ereignis, an dem Gebstattel und seine Frau mehrfach und belegbar mit Begeisterung teilgehabt haben – erfüllte ihn mit Ekel vor der Dekadenz des Großstadtlebens und wurde später von Stark als prägend geschildert. Im ersten Weltkrieg, nach einem Beinahe-Granattreffer an der Westfront, erkrankte Stark an einer Kriegsneurose: vorübergehend hatte er Sprache und Gehör verloren, ein Fall, den der Berliner Neurologe Robert Hirschfeld unter dem Titel „Eigenartige Sprachstörung und Hörstörung als hysterische Reaktion, aus einem Selbstbericht“ beschrieb.<sup>206</sup> Stark negierte dieses Ereignis später und behauptete, simuliert zu haben; ob es Gebstattel bekannt war, ist nicht nachzuvollziehen, traf aber immerhin genau seine damaligen wissenschaftlichen Interessen.

Nach einer wohl tief greifenden psychischen Krise hatte Stark sich, nachdem er den Lehrerberuf aufgegeben hatte, aus allerhand Versatzstücken aus Bibel, philosophischer Literatur und eigenen Gedanken im Sommer 1920 ein ihn selbst soweit überzeugendes Selbst- und Weltbild konstruiert, dass er sich zu öffentlichem Auftreten in der Lage sah.

Im Sommer 1920 hielt Stark im Steinickesaal in München seinen ersten Vortrag über das Thema „Das Große Ich“,<sup>207</sup> womit er selbst gemeint war. Es folgten zahlreiche ähnliche Auftritte, vor allem in München, aber auch in anderen bayerischen Städten. Einzuordnen ist Stark in die Reihe der sogenannten Inflationsheiligen, die, überwiegend sozial entwurzelt durch den Krieg und materiell inflationsbedingt häufig am Rande des Existenzminimums, allerorten im Deutschland der Zeit zwischen den Weltkriegen ihre Anhänger fanden. Besonderer Beliebtheit erfreute sich bei den wandernden Predigern die bayerische Hauptstadt – in seiner Erzählung *Beim Propheten* hat ihnen der Wahlmünchener Thomas Mann ein literarisches Denkmal gesetzt.<sup>208</sup>

---

<sup>205</sup> Linse (1983), S. 215.

<sup>206</sup> Linse (1983), S. 216

<sup>207</sup> Linse (1983), S. 218.

<sup>208</sup> Mann (1963).

Gebattel hatte, neben seiner Tätigkeit in der Psychiatrischen Universitätsklinik, Anfang 1920 die psychoanalytische Behandlung einer jungen Frau, „Ellen West“, die später auch von Binswanger – frustran – therapiert wurde, übernommen. Deren Briefen an ihren Ehemann ist zu verdanken, dass die Erschütterung, die die Begegnung mit Leonhard Stark in V. E. von Gebattel ausgelöst haben muss, immerhin nachvollziehbar wird, wenn sie auch letztlich nicht verstanden werden kann. Ellen West ist, als ihre analytische Behandlung im Februar 1920 beginnt, von Gebattel begeistert: „G. ist ein wundervoller Mensch! Ich habe mich noch nie von einem Arzt so voll verstanden gefühlt, wie von ihm.“<sup>209</sup> schreibt sie am 11. März 1920. Eine Woche später erkrankt Gebattel an „Grippe und Rippenfellentzündung“, woraufhin die Behandlung unterbrochen wird und Gebattel zur Erholung an den Chiemsee reist, wo er bis Ende des Monats bleibt. Nach seiner Rückkehr und Wiederaufnahme der Psychoanalyse ändert sich am guten Verhältnis von Patientin und Therapeut zunächst nichts: „Dr. G. ist seit 8 Tagen zurück, und ich bin wieder täglich bei ihm. Ich kann nur immer dasselbe sagen: ich bin begeistert von ihm und seiner Art, seine Behandlung ist unendlich wohltuend, und ich hoffe und glaube, dass er mir helfen wird.“<sup>210</sup> teilt Ellen West ihrem Gatten am 3. April 1920 mit. In den folgenden Monaten jedoch ist in der Analyse kein echter Fortschritt zu verzeichnen – ohne dass die Patientin dies ihrem Therapeuten in irgendeiner Weise anlasten würde oder etwas über eine Veränderung in Gebattels Wesen berichtet. Im August 1920 aber ist in einem Brief Ellen Wests an ihren Ehemann zu lesen:

„(...) besonders da Gebattel heute allerhand gesagt hat, das mich sehr erregt hat. Es ist fast unmöglich, darüber zu schreiben; ich schiebe alles auf, bis Du kommst. Ich will es nur versuchen, Dir ungefähr zu sagen, um was es sich handelt, damit Du im Bilde bleibst. Gebattel macht selbst im Augenblick innerlich Dinge durch, die es ihm vielleicht unmöglich machen werden, die Analyse fortzusetzen. Er hat nicht den Glauben an die Analyse verloren, aber er

---

<sup>209</sup> Hirschmüller (2003), S. 31; die Briefe sind inzwischen vollständig publiziert in Akavia/Hirschmüller (2007), S. 35-48.

<sup>210</sup> Hirschmüller (2003), S. 32.

sieht ein, dass sie *kein Letztes* sein kann, nicht die letzte Lösung. Gerade durch die Arbeit mit mir ist es ihm noch klarer geworden, dass es über die Analyse hinaus noch einen Weg geben muss, der uns der Urwahrheit des Lebens näher bringt. Er ist in Berührung gekommen mit Menschen, die diesen Weg suchen, und zum Teil schon gehen; und er fühlt sich durch ihren Einfluss in seinem Innersten erschüttert und aufgewühlt. Ein junger Mensch, eine Art ‚Wanderprediger‘, ein Christus ist in sein Leben getreten; und er sieht sich, – wie damals, als die Analyse anfang – , vor neuen Entscheidungen stehen. Das alles hat er mir heute gesagt, er will mich weiter behandeln, so lange er die innere Möglichkeit dazu hat (...).“<sup>211</sup>

Dem Datum des Briefes ist zu entnehmen, dass Gebstattel gleich einen der ersten Vorträge Starks in München gehört haben muss; während mehrerer Stunden sprach der selbsternannte Prophet über Christus, die Fehlleitungen der Kirche, vor allem aber über Sexualität, wobei er wilde Thesen entwickelte. Ein Plakattext für einen Vortrag Starks in Berlin lautete: *Die absolute Wahrheit über Liebe, Ehe und Geschlecht*; in Starks Schrift *Die Geschlechtsmoral von Morgen* ist zu lesen: „Durch die Einschaltung der Sünde zwischen Brunst und Inbrunst hat der christliche Moraltheologe der Phantasie die Flügel gebunden. (...) Aber gerade das will die freie Seele. Sie will träumen, sich aus dem Schafpferch hinausstehlen, Verbotenes, ja ‚Perverses‘ auch kennen lernen.“<sup>212</sup> Vergegenwärtigt man sich, dass Gebstattel wahrscheinlich keine intimen Beziehungen zu Frauen hatte, bis er Karoline von Falkenhayn kennenlernte – und dies im bürgerlichen, wohlhangesenen Umfeld und in der Folge mit rascher Verlobung und Heirat – , dass er in *Moral in Gegensätzen*, dem ihm später als zu persönlich gefärbt erscheinenden Buch, schrieb: „berührte er sich dagegen mit dem Erotischen in der ursprünglichen Wirklichkeit, so wurde er sich selbst lächerlich, ja fast widerlich (...).“<sup>213</sup> berücksichtigt man die Aussage von Gebstattels Tochter, ihr Vater hätte, wohl mitbedingt durch das schwierige Verhältnis zu seiner Mutter, zeitlebens Probleme im Umgang mit Frauen gehabt

---

<sup>211</sup> Hirschmüller (2003), S. 34.

<sup>212</sup> Stark (1956), S. 68.

<sup>213</sup> Gebstattel (1911), S. 59.

– dann ist vielleicht ein Teil der Faszination zu ahnen, die Stark auf Gebstattel ausübte.

In den *Münchner Neuesten Nachrichten* vom 28. Dezember 1920 kann über einen Vortrag Leonhard Starks folgendes nachgelesen werden: „Große rote Plakate luden zu einer Veranstaltung am Montag abend im Kreuzbräu ein. In der Einladung hieß es: ‚Ich spreche über Christus, Spartakus, Judenfrage, Sexualismus. Stark en tao, bahnpostlagernd.‘ Vielfach wird es wohl bloße Neugierde gewesen sein, die die Leute veranlasst hat, den wunderlichen Apostel gegen 1 M Eintritt aufzusuchen. Der Saal war voll. Derartige Erscheinungen, wie sie dieser ‚Vortrag‘ gezeigt hat, zu verzeichnen, ist Chronistenpflicht, denn sie werfen ein grelles Schlaglicht auf die Krankheit unserer Tage. (...) So wie diese Beispiele aus den Blättern war seine Rede. Einige Stichproben daraus dürften genügen: ‚Ich bin die Zugspitze, ich bin Euer höchster Berg. Zu mir, zu diesem Berge zu kommen, dazu gehört Kraft und Ausdauer. Solange Ihr nicht auf dem Bauche vor mir liegt und alle Viere von Euch streckt, weiß ich, dass Ihr nicht kämpft, um herauszukommen aus dem Sumpf.‘ (...) Stark en tao blieb die Antwort nicht schuldig: Er werde den Kampf gegen die Katholische Kirche aufnehmen und die Dome niederlegen! Er wisse, dass er in diesem Kampf der Sieger bleiben werde. An seinem Wesen würde das Volk, würden die Völker genesen.“<sup>214</sup>

Gebstattel aber scheint wie gebannt von der Erscheinung Leonhard Stark; Ellen West berichtet am 9. August 1920 ihrem Ehemann: „Ich gehe jetzt wieder jeden Tag zu Gebstattel, aber wir machen keine Analyse, sondern wir reden über die neuen Dinge, die ihn so stark beeindruckt haben, dass sie ihn aus seiner Bahn geworfen haben, – und die auch auf mich einen großen Eindruck machen.“<sup>215</sup>

Gebstattel vermittelt mehrere Gespräche zwischen Leonhard Stark und Ellen West, die sich zunächst beeindruckt zeigt, aber bald enttäuscht ist von dem Heiligen. Dagegen schreibt Gebstattel an den „geliebten Freund“ Stark, sozusagen geistig „auf dem Bauche liegend und alle Viere von sich streckend“:

---

<sup>214</sup> Münchner Neueste Nachrichten Nr. 542 (28.12.1920), S. 3.

<sup>215</sup> Hirschmüller (2003), S. 35.

„(...) was wir in München erlebten, war nur ein Rausch. Und doch habe ich in dem Abgrund, der da heißt: soziale Selbstvernichtung, ein Bild, nein, die *Wirklichkeit Christi* (oder des Menschen) auftauchen sehen. Ich weiß, dass das Nichts unseres sozialen Selbst *die Geburtsstelle des Christus ist*. Und da soll man zaudern, in den Abgrund hinabzuschauen?“<sup>216</sup> Offenbar auch in seinem Glauben an die katholische Kirche, deren Dome Leonhard Stark ja „niederlegen“ wollte, erschüttert, ließ sich Gebattel, der ja durchaus auch theologisch, insbesondere an Scheler, geschult war, von Starks Phrasen blenden. Alle Warnungen aus seinem bisherigen Umfeld schlug er in den Wind; Prinzessin Eleonora Salm-Salm, ebenfalls psychoanalytisch tätige Ärztin in München, schreibt an Gebattel: „Starks Größenwahn scheint mir unanfechtbar; er lebt in seiner Ordnung, seiner Wirklichkeit, die der Autismus geschaffen und bewacht: dort ist alles ganz harmonisch, vollendet, Leben und Menschen mit ihren Nöten, Gebrechen und Streben haben ja keinen Einlass, dort gibt es diese fiktive Lösung – in der *Auflösung*.“<sup>217</sup>

Nachdem das Behandlungsverhältnis zwischen Gebattel und Ellen West Mitte August 1920 mit dem Abbruch der Analyse geendet hatte, war im Oktober die erste Tochter, Maria, geboren worden; doch war der emotionale Eindruck selbst dieses Ereignisses auf den jungen Vater nicht stark genug, ihn von seinem Jüngerdasein in der Nachfolge Leonhard Starks abzubringen – ja, er muss sogar regelrecht von zu Hause ausgerissen sein. Am 16. Dezember schreibt die Dichterin Ellen Delp an Rilke unter Beilage eines von Stark veröffentlichten Briefes von Gebattel: „(...) Ich meine nicht damit, Ihnen das Erstaunliche mitzuteilen, dass Gebattel von einem offenbar unfassbar eitlen, dummen und widerwärtigen Apostel des neuen Christentums so wesentlich berührt ist, dass er seine Frau, sein vor kurzem geborenes Kind, seinen Beruf, kurz alles verlassen hat um dieser Lehre willen. Ich glaube, es ist ganz über das Personale hinaus, wenn auch an diesem Persönlichen so eindringlich bewiesen, was mich an der Wendung dieses Schicksals so ergreift, weshalb mir der hier abgedruckte Brief Gebattels so großen Eindruck macht. Vielleicht ist

---

<sup>216</sup> Linse (1983), S. 219.

<sup>217</sup> Ebenda, S. 219.

es, weil mir die Erwachsenen dadurch ganz wie aus Glas vorkommen – so zart – und viel gefährdeter als die Kinder. (...) Wenn ich an die Briefe Gebstattsels an Lou denke, leidenschaftlich-geistige, aufs Letzte zu gedachte, eisig scharf formulierte Inhalte mit abgewägtester Wortempfindung (...).“<sup>218</sup>

Unter welchen genauen Umständen die unselige Episode in Gebstattsels Leben zu einem guten Ende gebracht wurde, ist nicht bekannt. Eine wesentliche Rolle hat wohl gespielt, dass die Familie von Gebstattsels Ehefrau sich in einer Art Krisensitzung zusammengefunden und den Ausgerissenen ultimativ zur Rückkehr in die häuslichen Verhältnisse aufgefordert hatte.<sup>219</sup> Mit dem medizinischen Doktorexamen Ende 1920 scheint wieder Ordnung in Gebstattsels Leben gekommen zu sein, während Leonhard Stark 1921 öffentliches Auftreten in ganz Bayern polizeilich untersagt wurde und er ein Jahr später als Zwangseingewiesener in der Psychiatrischen Universitätsklinik Erlangen eine ausführliche Begutachtung über sich ergehen lassen musste. Stark irrlichterte noch einige Jahre in verschiedenen deutschen Großstädten umher, wanderte dann über die Niederlande und Dänemark nach Schweden aus und trat seitdem in Deutschland nicht mehr in Erscheinung.<sup>220</sup>

Die Zeit, die Gebstattel in der Münchener Universitätsklinik für Psychiatrie bei Kraepelin verbrachte, also von Dezember 1919 bis Dezember 1920, gehörte eigentlich noch zum Medizinstudium; entsprechend bezeichnet Gebstattel seine Tätigkeit dort auch als die eines Medizinalassistenten bzw. Medizinalpraktikanten.<sup>221</sup> Mit Bestehen des Doktorexamens war er als Volontärarzt in die Neurologische Universitätsklinik München eingetreten, jedoch ist die genaue Dauer seines dortigen Wirkens nicht mehr nachzuvollziehen: Gebstattel selbst versieht, als er 30 Jahre später, bei seiner Einstellung als bayerischer Landesbeamter, vorausgegangene Tätigkeiten im öffentlichen Dienst angibt, die für Zeitangaben vorgesehenen Felder mit Fragezeichen; Personalakten sind nicht erhalten. In Übereinstimmung mit

---

<sup>218</sup> Rilke (1987), S. 185 f.

<sup>219</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>220</sup> Linse (1983), S. 219.

<sup>221</sup> BayHStA MK 54502.

Gebstatts Angaben berichtet Wiesenhütter jedoch, Gebstattel habe seine „nervenfachärztliche Ausbildung unter Kraepelin und Freiherr von Malaise“,<sup>222</sup> dem damaligen Direktor der Neurologischen Universitätsklinik, absolviert. Wahrscheinlich blieb Gebstattel dort nur ein weiteres Jahr, denn später gibt er für die Jahre 1921/1922 selbständige ärztliche Berufstätigkeit in München an. Briefliche Zeugnisse aus den Jahren 1920 bis 1926 fehlen leider vollständig.

---

<sup>222</sup> Wiesenhütter (1963), S. 10.

## 11 Kuranstalten Westend in Berlin

Ende 1922 trat Gebattel eine Stelle an den Kuranstalten Westend in Berlin an, was einen Umzug der mittlerweile gewachsenen Familie – am 21. April 1922 war die jüngere Tochter, Christine Elisabeth, geboren worden – mit sich brachte. Gebattel charakterisiert die Kuranstalten 1956 nur kurz als „offene und geschlossene Nervenklinik“, seine Stellung zunächst lediglich als die eines „ärztlichen Mitarbeiters“.<sup>223</sup> Tatsächlich waren die Kuranstalten Westend im Jahre 1887 als „Privat-Irrenanstalt“ gegründet und 1910 im französischen Landhausstil, mit mehreren Pavillons, baulich erweitert worden; erst seitdem führte die Einrichtung ihren späteren Namen. Schwerpunkte im Spektrum der behandelten Krankheitsbilder lagen auf Stoffwechselerkrankungen, ausdrücklich auch auf neurologischen Krankheiten und im Bereich der Suchtmedizin: Entziehungskuren nicht nur für Alkoholranke, sondern auch für Morphin- und kokainabhängige Patienten machten einen Großteil der Arbeit aus. Da diese Kranken mehrheitlich aus den oberen Schichten der Bevölkerung kamen, zumeist einigermaßen zahlungskräftig waren und sich den Ort ihrer Genesung aussuchten, machten die Kuranstalten Westend schon früh Werbung in eigener Sache. In einer Informationsbroschüre aus dem Jahr 1921 ist zu lesen: „Die Kuranstalten liegen im Westend, der von baumreichen Alleen durchzogenen, im Villenstil mit großen Gärten und Parkanlagen bebauten Gartenstadt Charlottenburgs. Trotz der Nähe Berlins – in 20 Minuten ist mit Untergrund-, mit Stadt- oder Straßenbahn das Zentrum der Großstadt zu erreichen – bietet Westend nahezu die Annehmlichkeiten eines Landaufenthaltes.“<sup>224</sup>

Nachdem Gebattel sich in seiner neuen beruflichen Umgebung offensichtlich ausgezeichnet hatte, wurde ihm zum 1. November 1923 die ärztliche Leitung der Klinik übertragen, aus der die heutige Universitätspsychiatrie der Berliner Charité (Campus Benjamin Franklin) hervorgehen sollte. Gebattel behielt die

---

<sup>223</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>224</sup> [www.charité-psi.chiari.de](http://www.charite-psi.chiari.de).

Position des Leitenden Arztes bis zum 1. August 1925,<sup>225</sup> als er nach Fürstenberg wechselte; sein Nachfolger in der Klinikleitung wurde Jürg Zutt, der, wie Gebattel, der anthropologisch-phänomenologisch ausgerichteten Psychiatrie zugerechnet wird. Während Zutt Gebattel hoch schätzte und ihm in den 1950er Jahren, in Funktion des Direktors der Universitäts-Nervenlinik Würzburg, mittels eines Empfehlungsschreibens<sup>226</sup> zur Berufung auf eine Honorarprofessur an der Universität Würzburg verhalf, schien Gebattels Meinung von Zutt nicht ganz so hoch gewesen zu sein. Am 10. Mai 1935 schreibt Gebattel an Binswanger: „Ihren Aufsatz über Psychotherapie habe ich mit Genugtuung und ohne kritische Impulse gelesen. Es ist sehr erfreulich, dass der leichtfertige Aufsatz unseres Freundes Zutt so ohne Erwähnung, durch das bloße Aufschließen neuer Perspektiven, ohne Polemik zum Verschwinden gebracht wird.“<sup>227</sup>

---

<sup>225</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>226</sup> Ebenda.

<sup>227</sup> UAT 443/43.

## 12 Privatsanatorium Schloss Fürstenberg

### 12.1 Psychiatrisch-psychotherapeutisches Hauptwerk

Im Jahre 1925 konnte Viktor Emil von Gebattel den Plan einer eigenen Klinik schließlich verwirklichen: In Fürstenberg an der Havel, das heute zum Land Brandenburg gehört und damals mecklenburgisch war, eröffnete er am 1. Oktober das Sanatorium Schloss Fürstenberg. Es sollte ihm und seiner Familie für die folgenden 13 Jahre zur Heimat und zu dem Ort werden, wo Gebattel sich nicht nur den täglichen ärztlichen Aufgaben widmen konnte, sondern wo er den Großteil seiner Arbeiten über den Zwang, die Phobie, die Depression und die Störungen des Zeiterlebens verfasste. Diese Arbeiten sind im wesentlichen im 1954 im Springer Verlag erschienenen Band *Prolegomena einer medizinischen Anthropologie* gesammelt, nachdem sie zunächst lediglich in Fachzeitschriften wie dem *Nervenarzt* und der *Monatszeitschrift für Psychiatrie und Neurologie* veröffentlicht worden waren. Die von Gebattel geplante, ausführliche Bearbeitung des Krankheitsbildes der Schizophrenie, mit der er seine vorhergehenden Arbeiten zu krönen gedachte, wurde durch die spätere Beschlagnahmung des Sanatoriumsgebäudes durch die Wehrmacht verhindert.<sup>228</sup> Als Gebattel 1953, also ungefähr 20 Jahre nach ihrer Entstehung, das Vorwort zur Sammlung der Aufsätze schreibt, formuliert er deren eigentliche Absicht: die Annäherung an eine „Grundlehre von der menschlichen Seinsart“.<sup>229</sup> Dabei sind ihm die „Probleme, wie sie dem Psychiater, dem Seelenarzt, dem Tiefenpsychologen im täglichen Umgang mit Ratsuchenden und Hilfsbedürftigen begegnen“, lediglich Mittel zum Zweck – nämlich „die wesenhaften Grundverhältnisse und Grundstrukturen des Menschseins, diesseits der Scheidung von Gesundheit und Krankheit“<sup>230</sup>, herauszuarbeiten.

---

<sup>228</sup> Wiesenhütter (1963), S. 15.

<sup>229</sup> Gebattel (1954), S. III.

<sup>230</sup> Ebenda, S. V.

Diese Absicht des Forschens, die hinter der konkreten therapeutischen Situation in Gebssattels Aufsätzen erkennbar wird, ist von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern durchaus kritisiert worden: „Den Auffassungen v. Gebssattels fehlt die Radikalität und der Mut, die christliche Bestimmung des Daseins in Frage zu stellen, sein Weltbild bleibt ‚ontisch‘ orientiert, deshalb wird das lebendige Subjekt, das Individuum, auch nur in der Perspektive und in den Zuordnungen einer bestimmten Weltanschauung sichtbar. (...) Selbst die biographische Ortung der Krankheit wird zugunsten einer allgemeinen phänomenologischen Wesensbestimmung so gut wie gar nicht mehr berücksichtigt. Ganz abgesehen davon, dass in diesem Zusammenhang auch das genetische Moment nicht mehr diskutiert wird“<sup>231</sup>, schreibt Wyss 1972. Der Vorwurf, den konkret leidenden Patienten hinter der Sinnzuordnung eben dieses Leidens zu vernachlässigen, fällt genau zusammen mit dem wiederum von Gebssattel festgestellten Manko der analytisch orientierten Psychotherapie, wenn er schreibt, es gelte, „die apersonale Sicht der Tiefenpsychologie und die personale der höheren Seelenführung aufeinander abzustimmen“.<sup>232</sup> Gebssattel also stört die zu mechanistische Sicht der psychoanalytisch fundierten Methoden, die dem einzelnen Kranken nicht gerecht werde, während er sich selbst der Kritik ausgesetzt sieht, vor lauter Betrachtung der Gesamtsituation seines Patienten die direkt krankheitsauslösenden Faktoren zu übersehen und dadurch Möglichkeiten der Therapie zu verspielen. Diese Gesamtsituation allerdings will Gebssattel keinesfalls außer acht lassen; in *Über die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte im Gebiet der Psychotherapie* vergleicht er den Vorgang der Psychotherapie mit der „Handlung, einen Tunnel zu graben, wobei der Berg von zwei Seiten in Angriff genommen wird, mit dem Ziel, sich in der Mitte zu treffen.“<sup>233</sup> Diese „zweigleisige Methode“ beinhaltet einerseits die Herangehensweise der Psychoanalyse, wobei Gebssattel den Verzicht auf Wertung, „Freud oder die reine Wissenschaft“, ebenso als „Versuchung“ ansieht wie die Alternative, „sich der Hierarchie der Werte zu bedienen, um einer

---

<sup>231</sup> Wyss (1972), S. 271.

<sup>232</sup> Gebssattel (1954), S. 335.

<sup>233</sup> Gebssattel (1955 b), S. 133

Persönlichkeit Gewalt anzutun, ehe man den Star entfernt hat, der ihn verhindert, die Werte zu sehen.“ Erst in der Verbindung beider Sichtweisen „umfasst man mit einem Blick das Ganze seines Gegenübers und begleitet ihn so in das Zentrum seiner Krise, die nicht weniger die meine ist als die seine.“

Gebstells Aufsätze aus der Fürstenberger Zeit sind in der Regel so aufgebaut, dass nach einer kurzen Einleitung, die bisher Gesagtes und Geschriebenes zum jeweiligen Thema zusammenfasst, eine kasuistische Schilderung steht. Anhand der vom Autor als besonders interessant oder typisch empfundenen Geschichte eines einzelnen Patienten entwickelt Gebstall im folgenden, umfangreicheren Teil in Zusammenschau mit den Auffassungen vor allem philosophischer Autoren seine Theorie des jeweiligen Krankheitsbildes – im Falle des Aufsatzes *Zur Psychopathologie der Phobien*, der 1935 erschien, ist gar eine Krankengeschichte aus dem 18. Jahrhundert die Basis für Gebstalls Betrachtungen. Zur Therapie hingegen erfährt man allenfalls in Nebensätzen etwas, und am Ende der Aufsätze steht nicht das Ergebnis für den beschriebenen Patienten, sondern eine möglichst genaue Fassung und Sinnzuordnung des Krankheitsbildes.

Gleich zwei von Gebstalls Aufsätzen beschäftigen sich mit dem Begriff der Zeit in Bezug auf psychotherapeutische Fragestellungen: *Zeitbezogenes Zwangsdanken in der Melancholie* von 1928 und *Die Störungen des Werdens und des Zeiterlebens im Rahmen psychiatrischer Erkrankungen* aus dem Jahr 1938. Der an Bergson geschulte Autor unterscheidet zwischen der physikalisch messbaren Zeit und der beim Kranken „eigenartig objektivierten Zeit“, einer „besonderen Fassung des Zeitwesens“.<sup>234</sup> Während der Gesunde Zeit als etwas auf die Zukunft Gerichtetes erlebe, sei für den Depressiven das Wahrnehmen von Zeit als etwas Abnehmendes, Schwindendes charakteristisch. Indem er sich auf Pascal, vor allem aber auf Scheler bezieht, in dessen Gedanken Zeitlichkeit als Tätigkeitsform, weniger als Anschauungsform erscheint, entwirft Gebstall sein Bild des Menschen: „Es gehört eben zur Daseinslogik des werdenden Menschen, derart auf die Zukunft

---

<sup>234</sup> Gebstall (1954), S. 5.

gerichtet zu sein; diese Richtung gehört zum natürlichen, elementaren, unmittelbaren Dynamismus des Lebens.“<sup>235</sup> Die Hemmung dieses Werdens, die für Gebattel in erster Linie eine Unfähigkeit zur Entscheidung bedeutet, entspricht dem Krankheitsbild der Depression; wiederholt erwähnt Gebattel das „Angehaltensein“ des Patienten.<sup>236</sup>

Einen Einblick in seine Überzeugung, der kranke (und auch der gesunde) Mensch sei in seiner ganz eigenen psychischen Verfassung, in seiner Persönlichkeit immer nur näherungsweise zu erfassen, gibt Gebattel in der Einleitung zu *Die Welt des Zwangskranken*, 1938 erstmals veröffentlicht: „Verhält es sich doch so, dass die höchste Anspannung unseres Erkenntniswillens uns niemals befähigt, den Ort zu betreten, den der andere, der Zwangskranke zum Beispiel, einnimmt. Alle psychiatrische Erkenntnis hat im Verhältnis zu dem Gegenstand, um den es ihr geht, nur die Möglichkeit einer Annäherung an ihn, niemals die des völligen Eindringens in ihn. Eine letzte Geschiedenheit (...) hält hier Mensch und Mensch auseinander und klingt im sympathetischen Affekt der Verwunderung bereits an.“<sup>237</sup> Auch in diesem, umfangreichen Aufsatz folgt eine größere Zahl kasuistischer Schilderungen, die letztlich zu Gebattels eigentlichem Anliegen hinführen: „Unsere bisherigen Betrachtungen konvergieren in der Einsicht, dass es möglich sein muss, die Welt des zwangskranken Menschen (,Was immer heißen soll die Eigenart seines In-der-Welt-seins', *Binswanger*) aus ihrer inneren Logik heraus zu interpretieren.“ Gebattel sieht den Zwangskranken in einer „pseudomagischen Gegenwelt“, in der „gestaltfeindliche Mächte“ konstitutiv wirkten. Der von C. G. Jung vertretenen Auffassung, es handele sich hierbei um ein Wiederaufleben archaischer Formen der Wirklichkeit, widerspricht er ausdrücklich; den – im Gegensatz zur objektiv-formalen Erscheinung der realen Welt – physiognomischen Charakter dieser Gegenwelt (d.h., dass die Gegenstände eine tiefere Bedeutung, ein Antlitz haben) sieht Gebattel auch in physiologischen Ausnahmezuständen, wie z.B. Fieber oder Intoxikation,

---

<sup>235</sup> Gebattel (1954), S. 132.

<sup>236</sup> Gebattel (1954), S. 131.

<sup>237</sup> Gbsattel (1954), S. 75 f.

gegeben. Ähnlich wie beim Depressiven, konstatiert er auch beim Zwangskranken eine Hemmung des Werdens, die hier aber nicht in Untätigkeit und Unfähigkeit zur Entscheidung, sondern in rastloser Tätigkeit sich manifestiert: „Von den verschiedenen Typen der in ihrem Werden behinderten Kranken stellt der Anankast jenen Typus dar, für welchen die Werdenshemmung Gestaltverlust bedeutet. (...) Nichtwerden-können und Nichtverwirklichung der eigenen Gestalt sind nur zwei Seiten der gleichen Grundstörung.“<sup>238</sup> Während Gebattel sich in seinem Aufsatz mehrfach auf Binswanger, Scheler, auch Straus (der von den Nazis drei Jahre zuvor Publikationsverbot erhalten hatte) bezieht, taucht der Name Freuds, der ja in einem Beitrag zu diesem Thema kaum zu vergessen ist, nicht einmal auf – womöglich ist dies dem Umstand zuzuschreiben, dass der Aufsatz als Teil einer Festschrift zum 70. Geburtstag Karl Bonhoeffers, des Berliner Ordinarius für Psychiatrie, Verbreitung auch in Kreisen hätte finden können, mit denen Gebattel keine Unannehmlichkeiten provozieren wollte.

Die „Hemmung des Werdens“ ist in dem schon im Vorjahr (1937) erstmals erschienenen Aufsatz *Zur Frage der Depersonalisation* bereits in dieser Formulierung als zentrales Problem der Depression bezeichnet; am Beispiel einer Patientin, die Gebattel 1930 in Fürstenberg behandelt hat und die an einer Form der Depression litt, in der ihr Therapeut ein „klassisches Depersonalisationserlebnis“<sup>239</sup> sah, entwickelt Gebattel seine Auffassung: „Die Werdenshemmung der Depression nun besteht darin, dass einmal die Begegnung mit der Welt nicht zur wirklichen Begegnung wird und entsprechend das Selbst sich nicht verwirklichen lässt.“<sup>240</sup> In ausdrücklichem Bezug auf Heidegger setzt Gebattel das Existieren dem Existieren-können gleich und leitet daraus ab, dass der Depressive durch seine Hemmung „aller Möglichkeiten des Existierens verlustig geht“, woraus wiederum eine „Verarmung an Daseinsinhalt“ und das Gefühl der Leere, des Nichts resultiere; aus der „Wesensbeziehung der Angst zum Nichts“, wiederum eine von

---

<sup>238</sup> Gebattel (1954), S. 128.

<sup>239</sup> Gebattel (1954), S. 19.

<sup>240</sup> Gebattel (1954), S. 38.

Heidegger übernommene Formulierung, erkläre sich der „Sinn der depressiven Angst“.<sup>241</sup> Doch nicht nur im Bereich der Zwangserkrankungen und der Depressionen sieht Gebattel die Werdenshemmung am Werke, auch Phobien sind nach seiner Überzeugung auf diese Weise erklärbar. 1935 schreibt er in *Zur Psychopathologie der Phobien*: „Erst durch Zuhilfenahme der ‚werdensgenetischen‘ Symptomanalyse dürfen wir hoffen, im Verständnis der Phobien weiterzukommen.“<sup>242</sup> Gebattel sieht in den Erscheinungen, auf die sich die jeweilige Phobie bezieht, beispielsweise Höhe, Weite, Bewegung, symbolisierte Entwicklungsmöglichkeiten des Phobikers; bedingt durch eine „wie auch immer geartete Werdenshemmung“ könne dieser die Möglichkeiten aber nicht ausleben, was zur Angstbildung führe. Obwohl der Aufsatz zwei Jahre nach der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten entstand, wird hier Freuds Auffassung noch diskutiert; in den späteren Beiträgen Gebattels ist von der Psychoanalyse und ihrem Begründer dann bis Kriegsende nicht mehr viel zu lesen. Freuds Sicht des Problems findet zwar durchaus Gebattels Zustimmung; die These, dass verdrängte sexuelle Wünsche Angst erzeugten, will er aber dahin erweitern, dass der unmittelbar angstauslösende Mechanismus darin bestehe, dass „als Folge eines Gegeneinanderwirkens der vitalen und der geistigen Sphäre dem Ich der Boden entzogen wird. (...) Diese Unmöglichkeit aber, sich als Ich zu bewähren, wird in Angst als Untergang, als Sturz ins Bodenlose erfahren.“<sup>243</sup>

Zwar spricht Gebattel wiederholt von seiner „Isolierung in Fürstenberg“, so in einem Brief an Binswanger vom 15.04.1935;<sup>244</sup> er stand jedoch fortwährend in regem brieflichen Austausch nicht nur mit Binswanger, sondern auch mit Erwin Straus und Eugène Minkowski, deren Interessen und Forschungsrichtungen seinen eigenen weitgehend entsprechen.<sup>245</sup> Die Sonderdrucke der Aufsätze verschickte Gebattel an zahlreiche Kollegen, und im anschließenden

---

<sup>241</sup> Gebattel (1954), S. 46.

<sup>242</sup> Gebattel (1954), S. 72.

<sup>243</sup> Gebattel (1954), S. 74.

<sup>244</sup> UAT 443/43.

<sup>245</sup> Wiesenhütter (1963), S. 10.

Briefwechsel wurden unterschiedliche Auffassungen diskutiert; erhalten ist leider lediglich die Korrespondenz mit Binswanger.

## 12.2 Sanatoriumsbetrieb

Das Städtchen Fürstenberg, urkundlich 1278 zum ersten Male erwähnt, liegt gut 50 km nordwestlich von Berlin an der Havel und hatte im Jahre 1925 3774 Einwohner.<sup>246</sup> Die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt beruhte traditionell auf der Lage am Beginn des schiffbaren Teils der Havel; zum hieraus entspringenden Handel traten Landwirtschaft, etwas Textilindustrie und – zur Zeit der Eröffnung des Sanatoriums – auch bereits der Fremdenverkehr. Als Luftkurort zog Fürstenberg, das mit günstigen Straßen- und Eisenbahnverbindungen in die Hauptstadt versehen war, erholungssuchende Berliner an; das Prosperieren der Stadt ist am Ansteigen der Einwohnerzahl auf 5097 im Jahre 1939 deutlich ablesbar.

Schloss Fürstenberg, durch Christoph Julius Löwe 1741 – 1752 im Stil des Rokoko errichtet und ursprünglich Witwensitz für die mecklenburgische Herzogin Dorothea Sophia, war von der Stadt Fürstenberg im Jahre 1911 gekauft worden und diente – nach umfangreichen Umbauten – schon seit 1913 als Krankenhaus.<sup>247</sup> Über Einrichtung, laufenden Betrieb und Ende des von Gebattel geleiteten Sanatoriums sind bedauerlicherweise keine Akten erhalten, ebenso fehlen Aufzeichnungen von Gebattel selbst; falls solche je vorhanden waren, dürften sie im Jahre 1943, als Gebattels Wohnung in Berlin bombardiert wurde und sein gesamter Besitz verbrannte,<sup>248</sup> vernichtet worden sein.

Da Schloss Fürstenberg keine psychiatrische Klinik, sondern ein psychotherapeutisch orientiertes Privatsanatorium war, war auch die Klientel eine entsprechende; Gebattels 1920 geborene Tochter berichtet, der größte

---

<sup>246</sup> Krausch/Zühlke (1974), S. 126.

<sup>247</sup> Dehio (2000), S. 336.

<sup>248</sup> Wiesenhütter (1963), S. 11.

Teil der Patienten sei wohlhabend und von jüdischer Herkunft gewesen.<sup>249</sup> Das Sanatorium bot Raum für ungefähr 25 Patienten, die zwischen den therapeutischen Sitzungen im weitläufigen Schlosspark Spaziergänge oder Ruderbootpartien auf dem Schwedt-See unternehmen konnten. Außerdem kamen wohl auch pharmakologische Verfahren zur Anwendung: im Falle einer depressiven Patientin mit Suizidgedanken berichtet Gebattel 1933 über eine „Opiumkur“.<sup>250</sup>

Während V. E. v. Gebattel sich vornehmlich seiner wissenschaftlich-schriftstellerischen Tätigkeit und den Therapiegesprächen widmete, war seine Ehefrau für alle anderen Belange des Klinikbetriebs zuständig;<sup>251</sup> der Umgang mit Geld beispielsweise war ihm zuwider. Karoline von Gebattel, selbst ausgebildete Ärztin, vereinigte in ihrer Person die nötige fachliche Einsicht mit einem ausgeprägten Sinn fürs Praktische: so ging sie mit dem Küchenchef des Sanatoriums wöchentlich den gesamten Speiseplan durch, und als Klagen über mangelnde Qualität des Personalesseens laut wurden, verordnete sie ihrer Familie kurzfristig ebenfalls so lange Personal- anstatt Patientenessen, bis dieses wieder erträglich schmeckte.<sup>252</sup> In ihrem Wirtschaften muss Karoline von Gebattel erfolgreich gewesen sein; 1956 berichtet Gebattel von dem „sehr gut gehenden Sanatorium“.<sup>253</sup>

Die Familie Gebattel bewohnte einen Gebäudeteil im Erdgeschoss des Schlosses, so dass eine große räumliche Nähe zu den Patienten bestand; jeden Abend gingen die Eltern noch für einige Stunden in den Sanatoriumsteil, um im Kaminzimmer weitere, aber nicht therapeutisch intendierte, Gespräche mit den Gästen zu führen. Das Familienleben muss trotzdem harmonisch gewesen sein – Gebattels Tochter erinnert sich, dass sie und ihre Schwester als besondere Höhepunkte an Sonntagen zu den Eltern ins Bett kommen durften und anhand zoologischer, botanischer, anatomischer und

---

<sup>249</sup> Stegemann/Jacobeit (2004), S. 162.

<sup>250</sup> Gebattel (1954), S. 28.

<sup>251</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>252</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>253</sup> BayHStA MK 54502.

geographischer Atlanten die Welt erklärt bekamen; damals schon entwickelte V. E. v. Gebtsattel größte Begeisterung bei der Weitergabe von Wissen.

Gebtsattel war nach übereinstimmender Beurteilung zahlreicher ihm nahe stehender Personen ein völlig unpolitischer Kopf. So wundert sich Gebtsattels Vater 1916 in einem Brief an Heinrich Claß, den Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes: „Einen interessanten Ausspruch hat in den letzten Tagen mein gänzlich unpolitischer Sohn getan (...).“<sup>254</sup> Gebtsattels Tochter Maria berichtet: „Bei uns zu Hause wurde eigentlich nie über Politik gesprochen. Mein Vater war ein so ausgesprochener Geisteswissenschaftler, dass da immer andere Themen waren, philosophische, religiöse, literarische (...).“<sup>255</sup> Trotzdem musste Gebtsattel nach der so genannten Machtergreifung über kurz oder lang in Konflikt mit den Nationalsozialisten geraten. Nicht nur sein tiefer Glaube, seine ästhetisch-humanistische Grundeinstellung widersprachen der nun herrschenden Doktrin; Gebtsattels Tochter erinnert sich, dass die besten Freunde ihrer Eltern Juden waren<sup>256</sup> – man denke nur an Scheler, Lou Andreas Salomé, Erwin Straus, Binswanger, die alle jüdische Wurzeln hatten. Weiter erzählt die Tochter Gebtsattels: „Und es hat sogar eine Zeit gegeben, wo meinem Vater untersagt worden sein sollte, dass er jüdische Patienten aufnimmt. Es gibt darüber einen Brief, in dem mein Vater an den Bürgermeister schreibt, er müsse sich darüber klar sein, dass er dann auch die Miete für das Sanatorium nicht bezahlen könnte. Weil eben die Hauptbelegschaft aus jüdischen Patienten bestand. Aber da war schon eine gewisse Existenzbedrohung, die die Eltern vor den halbwüchsigen Kindern verschweigen wollten, um ihnen ihre Unbefangenheit nicht zu nehmen.“ In Gebtsattels wissenschaftlichem Werk hat der Umstand, dass ein Großteil der Patienten des Sanatoriums jüdischer Herkunft war, gleichfalls Spuren hinterlassen: In *Die Störungen des Werdens und des Zeiterlebens im Rahmen psychiatrischer Erkrankungen*, einem 1939 erstmals publizierten Aufsatz, berichtet Gebtsattel den Fall eines „wegen ‚Rassenschande‘ 1 Jahr lang

---

<sup>254</sup> BA N 2089/2 Bl. 540.

<sup>255</sup> Stegemann/Jacobeit (2004), S. 161.

<sup>256</sup> Stegemann/Jacobeit (2004), S. 161.

internierten Juden“.<sup>257</sup> Dabei gibt er seiner Missbilligung des Faktums, dass es sich bei dem erwähnten Vorgang überhaupt um ein Vergehen handelte, vorsichtig mit Hilfe der Anführungszeichen Ausdruck, ohne explizit Kritik zu üben.

Die Tatsache, dass Gebattel zahlreiche jüdische Freunde hatte, blieb auch offiziellen Stellen durchaus nicht verborgen. Als er, um überhaupt die Möglichkeit zu haben, Texte zu publizieren, 1942 die Ausnahme von der Pflicht zur Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer beantragt, richtet diese eine Anfrage an den Sicherheitsdienst (SD) der SS. Dieser war 1939 ins Reichssicherheitshauptamt eingegliedert worden und hatte unter anderem die Aufgabe, Auskünfte über Personen zu erteilen, die aus allerhand Gründen für andere Stellen des NS-Staatsapparates von Interesse waren. In der Mitteilung des SD über V. E. v. Gebattel, datiert vom 24. Juli 1942, ist denn auch zu lesen:

„Über die politische Einstellung des Obengenannten vor der Machtübernahme ist nichts bekanntgeworden. Von 1925 bis 1939 war er Nervenarzt des Sanatoriums Schloss Fürstenberg. Er galt hier als ausgesprochener Judenfreund. Sein Verhalten dem Nationalsozialismus gegenüber wurde als ablehnend bezeichnet. G. ist streng katholisch. Seine Ehefrau, die früher evangelisch war, trat später zur katholischen Kirche über. (...)“<sup>258</sup>

Wie an so vielen Orten in Deutschland, hatte sich auch in Fürstenberg das politische Klima rasch gewandelt. War in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts noch vom „roten Fürstenberg“ gesprochen worden<sup>259</sup> (damals hatte die KPD-Ortsgruppe immerhin 130 Mitglieder), so kam es nach 1933 zum raschen Anwachsen der Mitgliederzahlen der NSDAP und zunehmenden antisemitischen Aktivitäten. Bereits 1920 hatte sich eine Ortsgruppe Fürstenberg/Ravensbrück des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes konstituiert. Dieser Bund war erst ein Jahr zuvor in Bamberg [sic!] als eine

---

<sup>257</sup> Gebattel (1954), S. 135.

<sup>258</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

<sup>259</sup> Krausch/Zühlke (1974), S. 156.

Filiale des Aldeutschen Verbandes gegründet worden und vertrat im Unterschied zu letzterem, der Juden als Mitglieder aufnahm und auch in leitenden Positionen führte, ein entschieden antisemitisches Programm. Der erste (geheime) Vorsitzende dieses Schutz- und Trutzbundes aber war kein anderer als Konstantin Freiherr von Gebattel, der Vater V. E. von Gebattels.<sup>260</sup>

Von 1938 an wurde in Ravensbrück, einem Stadtteil Fürstenbergs, das berüchtigte Frauen-Konzentrationslager errichtet, in dem bis zur Befreiung durch die Rote Armee 132.000 Frauen gefangen gehalten wurden, von denen ungefähr 92.000 die Lagerhaft nicht überlebten.<sup>261</sup> Das Lager, gesichert mit vier Meter hohen Mauern, nachts hell erleuchtet und mit eigenem Bahnanschluss versehen, lag in Sichtweite des Sanatoriums am gegenüberliegenden Ufer des Schwedt-Sees, dort, wo sich Gebattels Töchter in ihrer Kindheit bevorzugt zum Baden aufgehalten hatten. Die Nähe des Lagers war im Ort Fürstenberg täglich spürbar, wenn etwa Häftlinge auf dem Weg zur Zwangsarbeit auf dem SS-Versuchsgut Weidendamm, bewacht von SS-Wärterinnen mit Hunden, durch die Hauptstraße marschieren mussten.<sup>262</sup> Möglicherweise war auch dies ein Grund dafür, dass Gebattel im folgenden Jahr – nach Beschlagnahmung und Rückgabe des Schlosses Fürstenberg – den Sanatoriumsbetrieb nicht wieder aufnahm. Später schreibt er, er sei „in dem kleinen Ort *relativ* frei von Belästigungen“<sup>263</sup> gewesen.

Da Gebattels Töchter, die zum Zeitpunkt der Machtübernahme der Nazis zwölf und zehn Jahre alt waren, zum BDM gehören wollten wie die meisten ihrer Freundinnen auch, ergab sich innerhalb der Familie eine Konfliktsituation: nicht nur wegen der Abneigung der Eltern gegen die neue politische Linie, sondern auch aus Rücksicht gegenüber den jüdischen Sanatoriumsgästen war es den

---

<sup>260</sup> Peters (1996), S. 184.

<sup>261</sup> Krausch/Zühlke (1974), S. 151.

<sup>262</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>263</sup> BayHStA MK 54502.

Mädchen streng verboten, innerhalb des Klinikgeländes Abzeichen oder Uniform der Jugendorganisation zu tragen.<sup>264</sup>

Im *Fürstenberger Anzeiger* wird 1935 über eine Massenkundgebung der NSDAP in Fürstenberg berichtet und der Redner mit den Worten zitiert: „Wer sich uns entgegenstellt, muss weichen! Das sei den Herren – mögen sie aus dem Lager der Komintern stammen, mögen sie der Reaktion und dem politischen Katholizismus und Protestantismus angehören oder bei den Völkerverderbern, bei Juda, zu Hause sein – gesagt. (...) der nationalsozialistische Staat ist entschlossen und bereit, nunmehr mit seinen Machtmitteln einzuschreiten.“<sup>265</sup>

Die vom zitierten Redner ausgemachten Feinde waren nun, von den Kommunisten abgesehen, vollzählig in Gebstatts Umgebung zu finden: Außer den bereits erwähnten jüdischen Freunden war Gebstattel verwandtschaftlich mehreren Familien verbunden, die sich teils in der Umgebung, teils im Zentrum der Verschwörung vom 20. Juli 1944 befanden oder anderweitig in Opposition zum Nationalsozialismus standen. Eine jüngere Cousine von Gebstatts Ehefrau, Erika von Falkenhayn, war seit 1926 verheiratet mit Henning von Tresckow<sup>266</sup>, der als Generalmajor und Stabschef der 2. Armee maßgeblich an den Vorbereitungen des Attentats auf Hitler beteiligt war. Sie war die erklärte und häufig besuchte Lieblingstante der Gebstattschen Töchter.<sup>267</sup> Gebstatts eigene Cousine Maria Olga Emma von Gebstattel war von den Nationalsozialisten ihres politischen Amtes enthoben worden, sein Cousin Franz Eduard Konstantin von Gebstattel, der 1919 von Viktor Emil von Gebstatts Vater das Schloss Gebstattel übernommen hatte, war entschiedener Gegner der Nationalsozialisten.<sup>268</sup> Zur Familie Stauffenberg bestanden ebenfalls verwandtschaftliche Bindungen; der Cousin Willy Graf Stauffenberg fand bereits mehrfach Erwähnung.

---

<sup>264</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>265</sup> Stegemann/Jacobeit (2004), S. 156.

<sup>266</sup> Degener (1912 und 1928).

<sup>267</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>268</sup> Peters (1996), S. 185.

Außer zu Angehörigen der alten adligen Familien, zumeist mit konservativ-militärischem Hintergrund – wohl das, was der oben zitierte Redner der NSDAP als „Reaktion“ bezeichnen würde – sowie seinen Freunden jüdischer Abstammung pflegte Gebattel durchaus auch Kontakt zum von dem namentlich nicht genannten obigen Redner angeführten „politischen Katholizismus“. So beispielsweise zu dem Schriftsteller Reinhold Schneider; dieser war seit den späten 1920er Jahren zunächst mit Sonetten und historisch inspirierten Essays und Novellen hervorgetreten, um mit der Zeit auf der Basis seines katholischen Glaubens zunehmend literarisch Position gegen das NS-Regime zu beziehen. Zusammen mit – unter anderen – Werner Bergengruen stand Schneider schließlich im Zentrum des katholischen Widerstands,<sup>269</sup> so dass er nach dem Verbot eines Teils seiner Werke illegal publizieren musste und demzufolge von ständigen Geldsorgen geplagt war. In einem Brief an Reinhold Schneider vom 18. Januar 1942 bietet Gebattel, nachdem er sich für die Übersendung eines Buches durch Schneider bedankt hat, dem gesundheitlich angeschlagenen Schriftsteller die Vermittlung eines Internisten an, vor allem aber Hilfe bei der Honorierung eines solchen:

„(...) Ich war durch äußere Dinge stark in Anspruch genommen und so kann ich Ihnen heute erst den Erfolg meiner Erkundigungen und Überlegungen in Ihrer Angelegenheit mitteilen. Ein Arzt, der als Internist mein besonderes Vertrauen besitzt, ist Herr von Conta, der Chefarzt des St. Gerhard-Stiftes. Mit ihm habe ich bereits über Ihre Lage gesprochen. Legen Sie Wert auf einen katholischen Arzt, so kämen in Frage entweder: Prof. Maase (der allerdings zeitweilig zu Depressionen neigt) oder Prof. Prozeiter vom St. Hedwig-Krankenhaus. Gleichfalls hoffe ich *sehr*, dass Sie den Weg zu einer auch materiell Ihnen helfenden Möglichkeit finden. Wenn Sie nach Berlin kommen, erbitte ich Ihren Anruf, damit diese Fragen ventiliert werden können! Bitte empfehlen Sie mich Frl. Baumgarten und seien Sie bestens begrüßt (...).“<sup>270</sup>

---

<sup>269</sup> Brockhaus (1992) Bd. 19, S. 464.

<sup>270</sup> BLK K 2875 (Brief an R. Schneider).

Schneider war zwar zutiefst vom katholischen Glauben geprägt (der Wunsch nach einem katholischen Arzt dürfte das unterstreichen), hielt aber wiederum engen Kontakt zu bekannten Exponenten dessen, was der oben erwähnte NS-Redner in Fürstenberg als „politischen Protestantismus“ erwähnte. Insbesondere mit Jochen Klepper (1903-1942), dem Theologen, kirchlichen Journalisten und Schriftsteller war Reinhold Schneider seit 1933 freundschaftlich verbunden.<sup>271</sup> Als Klepper zusammen mit seiner jüdischen Frau und ihrer Tochter Renate 1942 Selbstmord begeht, um die beiden vor der drohenden Deportation zu schützen,<sup>272</sup> sagt Schneider: „Es war ein Selbstmord unter dem Kreuz, im Zeichen der Liebe“;<sup>273</sup> Schneider widmet Klepper eine Reihe von Sonetten.

Innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung wird Reinhold Schneider zum Kreisauer Kreis gezählt<sup>274</sup> und stand vor allem mit Helmuth James Graf von Moltke, Peter Graf York von Wartenburg und Karl Ludwig Freiherr zu Guttenberg in Verbindung. Auch V. E. v. Gebattel wird zur weiteren Umgebung des Kreisauer Kreises gerechnet,<sup>275</sup> wie nahe er aber dem Zentrum der Vereinigung tatsächlich kam, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Gebattels Tochter zumindest weiß von einer aktiven Rolle ihres Vaters in der Widerstandsbewegung nichts zu berichten.

In seiner unmittelbaren Umgebung traf bereits 1935, nach Erlass der Nürnberger Rassegesetze, die zunehmende Unterdrückung der jüdischen Bevölkerung Gebattels Freund und Kollegen Erwin Straus. Die beiden hatten sich bereits 1914 in München kennengelernt, als Straus sein Medizinstudium beendete und Gebattel das seinige eben begonnen hatte; während letzterer sein philosophisches Studium bereits acht Jahre zuvor mit der Promotion bei Theodor Lipps abgeschlossen hatte, erweiterte der Medizinstudent Straus seinen Horizont ebenfalls durch den Besuch von Vorlesungen bei Lipps und

---

<sup>271</sup> Schneider (1969), S. 98.

<sup>272</sup> Klepper (1956), S. 1133.

<sup>273</sup> Schneider (1969), S. 134.

<sup>274</sup> Schneider (1969), S. 131.

<sup>275</sup> Killy (1996), Wiesenhütter (1976), S. 198.

Moritz Geiger.<sup>276</sup> In den späten 1920er Jahren war Straus in privater Praxis in Berlin tätig und gründete 1928 in Funktion des Mitherausgebers die Zeitschrift *Der Nervenarzt*, in der Gebssattel regelmäßig publizierte; 1931 folgte der Ruf als außerplanmäßiger Professor für Psychologie an die Universität Berlin. 1935 schließlich erhält Straus Publikationsverbot und muss von der Herausgeberschaft des „Nervenarztes“ zurücktreten; sein Buch *Vom Sinn der Sinne*, das in den folgenden Briefzitatens mit „Opus“ gemeint ist, kann – den Befürchtungen Gebssattels und Binswangers zum Trotz – zunächst doch noch in Berlin beim Springer Verlag erscheinen.<sup>277</sup> Am 2. Oktober 1935 schreibt Gebssattel aus Fürstenberg an Binswanger:

„(...) Was sagen Sie zu Straus und dem Nervenarzt? Und zu Straus und seinem Opus? Wir sind alle sehr betrübt. (...)“<sup>278</sup> Fünf Tage später antwortet Binswanger:

„Wegen Erwin bin ich sehr bekümmert. Das Buch macht mir weniger Sorge, da es sicher in der Schweiz oder in Holland einen Verleger finden wird, hingegen bedaure ich den Rücktritt vom Nervenarzt, ein völlig unersetzlicher Verlust!“<sup>279</sup> 1938 gelingt Straus die rechtzeitige Emigration in die Vereinigten Staaten.

Ob und inwieweit die Tatsache, dass Gebssattel in Schloss Fürstenberg nicht nur jüdische Patienten behandelte, sondern auch versteckte, dass das Sanatorium nebenbei zum Treffpunkt von den Nazis suspekten Künstlern und Wissenschaftlern geworden war,<sup>280</sup> offiziellen staatlichen und militärischen Stellen bekannt war, ist nicht mehr nachvollziehbar, da keine Akten mehr existieren – jedenfalls wurde das Schloss am 26. August 1939, also fünf Tage vor dem deutschen Angriff auf Polen, von der Wehrmacht zu Lazarettzwecken beschlagnahmt.<sup>281</sup> Nicht weit von der polnischen Grenze gelegen, mit guter Bahnverbindung, aber dennoch weit genug entfernt von der Hauptstadt, war

---

<sup>276</sup> Passie (1995), S. 241.

<sup>277</sup> Passie (1995), S. 242.

<sup>278</sup> UAT 443/43.

<sup>279</sup> UAT 443/43.

<sup>280</sup> Wiesenhütter (1976), S. 198.

<sup>281</sup> BayHStA MK 54502.

Fürstenberg unter militärischen Überlegungen sicher ein geeigneter Standort für ein Lazarett. Nachdem der Polenfeldzug allerdings deutlich weniger Opfer forderte als zunächst von der Führung der Wehrmacht angenommen, wurde das Sanatorium Ende des Jahres 1939 wieder zurückgegeben; Gebattel war mit seiner Familie jedoch bereits am 1. Oktober 1939 nach Berlin umgezogen.<sup>282</sup> Am 6. Januar 1940 schreibt Gebattel aus Berlin-Charlottenburg an Binswanger:

„(...) die Zeitereignisse, der Umstand, dass Schloss Fürstenberg zu Lazarettzwecken beschlagnahmt, dann aber wieder von der Militärverwaltung zurückgegeben wurde, haben das Sanatorium zu Fall gebracht: ich konnte mich nicht entschließen, es wieder zu eröffnen. So bin ich denn in Berlin gelandet, einem Ruf ans Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie folgend und fühle mich sehr wohl bei diesem Wechsel, von dem ich das eine oder andere für produktivere Arbeiten erhoffe.

Es war mir seit langem ein Bedürfnis, Ihnen von diesen Umwandlungen zu berichten. Vielleicht werden wir Nachbarn, jedenfalls besteht das Bedürfnis, allmählich nach Überlingen hinunterzuziehen. (...)“<sup>283</sup>

Zumindest eine gewisse Zeit hegte Gebattel Umzugspläne in Richtung Süddeutschland; in Überlingen (Am Stein 32) besaß die Familie ein Haus, das vom Vater V. E. v. Gebattels direkt an die Enkeltöchter Maria und Christine überschrieben worden war und der Familie der älteren Tochter ab den 1940er Jahren als ständiger Wohnsitz diente. Als Alternative zu Schloss Fürstenberg, wo das Gebattelsche Sanatorium nur zur Miete untergebracht war und bauliche sowie hygienische Bedingungen nicht mehr zeitgemäß waren, waren bereits Pläne für Grunderwerb und Neubau eines Klinikgebäudes am Bodensee weit gediehen.<sup>284</sup> In Überlingen hatte Gebattel, wie einem Brief an Binswanger bereits vier Jahre zuvor zu entnehmen ist,<sup>285</sup> schon mit dem Gemeinderat verhandelt und an seinen schweizerischen Kollegen wohl Vollzug gemeldet: am

---

<sup>282</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

<sup>283</sup> UAT 443/46.

<sup>284</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>285</sup> UAT 443/43.

7. Oktober 1935 schreibt Binswanger an Gebstättel, er freue sich lebhaft auf Gebstättels „definitive Ansiedlung an jenem wunderbaren Fleck Erde“.<sup>286</sup> Gebstättel hat dieses Projekt dann aber aus nicht genau bekannten Gründen nicht mehr weiter verfolgt, und im Briefwechsel mit Binswanger findet es keine Erwähnung mehr. Die Beschlagnahmung des Sanatoriums hatte den Wunsch, an den Bodensee zu wechseln, wohl kurzzeitig wieder aufleben lassen, allerdings blieb Gebstättel dann doch bis Anfang 1944 in Berlin. Bis zum Frühjahr 1945 erhielt er für die Beschlagnahmung von Schloss Fürstenberg eine regelmäßige monatliche Entschädigung, die er selbst später zwar als „äußerst niedrig“<sup>287</sup> einstuft, deren Existenz aber die teilweise verbreitete Überlieferung, die Wegnahme des Sanatoriums sei wegen politischen Ungehorsams seines Leiters erfolgt, unwahrscheinlich macht.

---

<sup>286</sup> Ebenda.

<sup>287</sup> BayHStA MK 54502.

### **13 Tätigkeit am Zentralinstitut für psychologische Forschung und Psychotherapie in Berlin (1939-1944)**

Am 1. November 1939 wurde Gebattel zum Lehrbeauftragten am Zentralinstitut für psychologische Forschung und Psychotherapie ernannt.<sup>288</sup> Das Institut war auf Initiative des NS-Staates (in Form des Reichsministeriums des Inneren und des Reichsärztesführers) 1936 gegründet worden, um nach Übernahme des Berliner Psychoanalytischen Instituts der mittlerweile von ihren jüdischen Mitgliedern gezwungenermaßen verlassenen DPG die bisher nebeneinander existierenden Hauptströmungen der psychoanalytischen Idee, nämlich Freudianer, Adlerianer und Jungianer zusammenzuführen und unter Berücksichtigung des nationalsozialistischen Weltbildes zu verschmelzen. Das Produkt sollte den Namen „Neue Deutsche Seelenheilkunde“ bekommen. Aufgaben des Instituts waren ferner die Ausbildung des psychotherapeutischen Nachwuchses sowie der Betrieb einer Poliklinik; als Direktor war Heinrich Göring, ein Cousin des Reichsmarschalls und ursprünglich der Adlerschen Individualpsychologie nahe stehend, eingesetzt worden. Als Mitglieder waren nicht ausschließlich Ärzte zugelassen, sondern es konnte jeder voll ausgebildete Psychotherapeut, ein akademisches Studium vorausgesetzt, Angehöriger des Instituts werden.

Zum 1. Oktober 1940 hatte das Göring-Institut 204 Mitglieder, von denen 97 der Zentrale in Berlin, die übrigen mehreren Zweigstellen im Reichsgebiet angehörten. In der Mitgliederliste wird Gebattel aufgeführt,<sup>289</sup> über seine genaue Funktion finden sich in den wenigen erhaltenen Akten allerdings keine Angaben; er selbst beschreibt jedoch seine Tätigkeit am 28. Januar 1941 in einem Formular an die Reichsschrifttumskammer, in dem er eine Befreiung von der Pflicht zur Mitgliedschaft beantragt, weil er einige Beiträge in Zeitschriften veröffentlichen will: unter der Rubrik „Vorträge“ macht Gebattel handschriftlich die Eintragung „an dem deutschen Institut für psychologische Forschung und

---

<sup>288</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>289</sup> Locket (1985), S. 352.

Psychotherapie (Fachvorträge)“.<sup>290</sup> In seinem Curriculum vitae vom selben Datum gibt er ebenfalls ein ausschließliches Engagement in der Ausbildung an: „Im Herbst 1939 wurde Schloss Fürstenberg von der Wehrmacht beschlagnahmt, ich zog nach Berlin und übernahm eine Lehrtätigkeit am Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie.“

Mit der vor allem von Hattingberg als Leiter der Forschungsabteilung vorangetriebenen Entwicklung der „Deutschen Seelenheilkunde“ schien Gebattel nichts zu tun gehabt zu haben, ebenso wenig mit anderen Arbeitsschwerpunkten der Einrichtung, die als „kriegswichtig“ eingestuft war und sich unter anderem mit Möglichkeiten der psychologischen Kriegsführung, mit Studien zur Wirkung unterschiedlicher propagandistischer Mittel und mit der Verarbeitung der schockierenden Erlebnisse des Bombenkrieges durch Kinder beschäftigte.<sup>291</sup> Während von Mitgliedern des Göring-Institutes zu den genannten und zahlreichen weiteren Themen in großer Zahl Publikationen erschienen – durch den herausgehobenen Status des Instituts stets unbeeinflusst von Materialmangel, Einberufung der Lehrenden zur Wehrmacht oder gar Repression – , ist die Liste der Gebattelschen Veröffentlichungen in den Kriegsjahren sehr kurz, und weder Thematik noch Ort des Erscheinens lassen auch nur andeutungsweise einen Rückschluss darauf zu, dass der Autor an einer vom NS-Regime geförderten Institution beheimatet war: 1939 erschien im Enke-Verlag *Die Störungen des Werdens und des Zeiterlebens im Rahmen psychiatrischer Erkrankungen*,<sup>292</sup> allerdings im Grunde lediglich ein Vortrag, den Gebattel noch als Chefarzt des Sanatoriums Schloss Fürstenberg im Vorjahr auf einer psychiatrischen Fortbildungsveranstaltung in Berlin gehalten hatte. 1940 dann veröffentlichte Gebattel nur zwei Artikel: *In seelischer Not. Brief eines Arztes* und *Von der christlichen Gelassenheit*,<sup>293</sup> beide in der Schriftenreihe *Christliche Besinnung* des Werkbund Verlages Würzburg. Der Titel des letzteren Beitrags sollte im übrigen seinen Autor lebenslang verfolgen,

---

<sup>290</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

<sup>291</sup> Locket (1985), S. 190 ff.

<sup>292</sup> Gebattel (1939).

<sup>293</sup> Gebattel (1940).

war doch Gelassenheit nach übereinstimmenden Berichten zahlreicher Freunde und Familienmitglieder nicht seine Stärke; bei cholerischen Ausrutschern Gebssattels wurde in späterer Zeit immer gern der genannte Artikel zitiert, woraufhin sich der Wütende etwas schämte und rasch beruhigte.<sup>294</sup>

Bemerkenswert ist allerdings an den Veröffentlichungen Gebssattels aus den Kriegsjahren weniger ihre Überschrift, sondern die Tatsache, dass als Herausgeber Romano Guardini fungierte. Guardini, der mit Gebssattel eng befreundet war, war 1885 in Verona als Sohn einer Südtirolerin geboren worden, woher sein italophoner Name rührt. Nach Theologiestudium und Habilitation in Bonn, wo er Max Scheler und in dessen Umfeld auch Gebssattel kennenlernte, wurde Guardini 1923 als Professor für Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung an die Berliner Universität berufen. Schon früh war Guardini in der katholischen Jugendbewegung „Quickborn“ engagiert und hatte von 1927 an die Leitung der Organisation sowie der Burg Rothenfels, die das Zentrum der Bewegung darstellte, inne. Nachdem sich weder der „Quickborn“ von den Nationalsozialisten hatte gleichschalten lassen noch Guardini in seinen Vorlesungen sich den Mund verbieten, wurde er 1939 zwangsemeritiert und der Lehrstuhl aufgehoben; Burg Rothenfels wurde im selben Jahr von den Nazis konfisziert.<sup>295</sup> In den folgenden Jahren lebte Guardini bei verschiedenen persönlichen Freunden, vor allem in Süddeutschland. Sein großes, repräsentatives Haus in der Sophienstraße 4-5 in Berlin-Charlottenburg aber brauchte er nun nicht mehr; und da zum 1. Oktober 1939 der gleichfalls aus seiner Fürstenberger Heimat vertriebene Gebssattel in Berlin ankam, kaufte dieser seinem Freund das Haus ab und zog mit seiner Familie dort ein. Eigentlich sollte Guardini auch die kirchliche Trauung von Gebssattels älterer Tochter vollziehen, nachdem deren Bräutigam 1943 kurzfristig Fronturlaub bekam und nach Berlin reisen konnte; da aber die Reisemöglichkeiten für Zivilisten schon beträchtlich eingeschränkt waren, schaffte es Guardini nicht, rechtzeitig in Berlin einzutreffen, so dass sich der Plan zerschlug.<sup>296</sup>

---

<sup>294</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>295</sup> Gerl-Falkowitz (2005).

<sup>296</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

Die dritte und letzte Publikation Gebssattels aus der Zeit des zweiten Weltkrieges schließlich erschien ebenfalls in Zusammenarbeit mit Guardini und trägt den Titel *Religion und Psychologie*.<sup>297</sup> Der 1941 veröffentlichte Beitrag ist mit dem Untertitel „Auseinandersetzung mit C. G. Jung“ versehen und geht kritisch die Auffassungen desjenigen an, dessen Theorien im Göring-Institut die größte Übereinstimmung mit dem NS-Weltbild aufwiesen und am besten gelitten waren.<sup>298</sup> Zwar gesteht Gebssattel Jung zu, er habe sich „um die Erforschung des menschlichen Seelenlebens in außerordentlicher Weise verdient gemacht“; aber er wirft ihm auch vor, „Selbst und Seele zu vergotten“, was ein für die damaligen Machthaber sicher nicht unerwünschter Effekt der Übermenschwerdung gewesen sein dürfte.

Mithin entsteht der Eindruck, Gebssattel habe, wie viele andere Angehörige des Göring-Institutes, die von der NS-Ideologie abweichende Richtungen vertraten, den Status des Amtsträgers in einer offiziell geförderten und vom Cousin des Reichsmarschalls geleiteten Einrichtung genutzt, um sich in einer die Existenz ermöglichenden Nische, nämlich der Ausbildung des psychotherapeutischen Nachwuchses, einzurichten, ohne sonst von regimenahen Stellen belästigt zu werden. Da der Bedarf an qualifizierten Auszubildenden hoch war – die Zahl der Ausbildungskandidaten des Instituts war von 1940 bis 1941 auf das doppelte angestiegen<sup>299</sup> –, durften auch nicht Linientreue wie Gebssattel von einer sicheren Stellung mit gutem Gehalt ausgehen. Im Umgang mit Staatsorganen machte Gebssattel auch keinen Hehl aus seinem Nichtbeteiligtsein an der nationalsozialistischen Sache. Da er nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer war, musste er, um publizieren zu können, eine Ausnahmegenehmigung beantragen. Dieses tat er am 28. Januar 1941 für den Beitrag *Religion und Psychologie* (s.o.) und einen weiteren Artikel, *Ehekrise* – also beides nicht geeignet, um als kriegswichtig oder parteikonform zu gelten. Die Fragen im Antragsformular nach Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen beantwortet Gebssattel ebenso mit „nein“ wie diejenige nach

---

<sup>297</sup> Gebssattel (1941).

<sup>298</sup> Lockot (1985), S. 195.

<sup>299</sup> Lockot (1985), S. 196.

früherer Mitgliedschaft in politischen Parteien; die Veröffentlichungen mit Guardini, immerhin einem offiziell geächteten Staatsfeind, im Werkbund Verlag gibt er ungeniert an. In dem dem Antrag beiliegenden, eigenhändig verfassten Lebenslauf Gebstatts spricht er ebenso deutlich und offensichtlich furchtlos über seine Motivation, Medizin zu studieren: „Nach dem philosophischen Dokorexamen widmete ich mich weiteren Studien und schriftstellerischen Arbeiten. (...) Durch das Interesse an der Psychoanalyse bewogen, wandte ich mich im Herbst 1913 dem Studium der Medizin zu.“<sup>300</sup> In einer Zeit, in der das Wort „Psychoanalyse“ offiziell nicht einmal verwendet werden durfte (und auch nicht andere Begriffe, die einen eindeutigen Rückschluss auf Freud als Urheber zuließen, was in der Terminologie der „Neuen deutschen Seelenheilkunde“ manche Schwierigkeit mit sich brachte), ist diese Offenheit, zumal im Briefverkehr mit Einrichtungen des NS-Staates, bemerkenswert. Um die Unterzeichnung der Briefe mit dem vorgeschriebenen „Heil Hitler!“ konnte aber wohl auch Gebstatt keinen Umweg machen. Im erhaltenen Auszug aus dem Strafregister vom 15. Februar 1941 ist kein Eintrag verzeichnet.

Eigentlich hatte Gebstatt am 23. Januar 1941 in formlosem Brief an die Reichsschrifttumskammer die Befreiung von der Pflicht zur Mitgliedschaft beantragt: „Da ich in einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift einen Aufsatz ‚Religion und Psychologie‘ veröffentlichen möchte, der die Höchstgrenze von 16 Seiten überschreitet, erbitte ich einen Befreiungsschein von der Zugehörigkeit zur Reichsschrifttumskammer. Ich bin Arzt und gehöre unter Nr. 23914 der Ärztekammer Berlin an.“ Am 12. Februar 1941 formuliert erstaunlicherweise der Präsident der Reichsschrifttumskammer in einer Anfrage an die Gauleitung Berlin der NSDAP Gebstatts Absicht anders: „Der Obenbezeichnete beabsichtigt, sich als Schriftsteller zu betätigen und hat deshalb um Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer gebeten. Nach § 10 der Ersten Verordnung zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes vom 1.11.1933 (RGBl.I S. 797) ist die Aufnahme davon abhängig, ob der Antragssteller als politisch zuverlässig anzusehen ist. Ich bitte deshalb um Mitteilung, ob dort Tatsachen

---

<sup>300</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

bekannt sind, die die Zuverlässigkeit des Genannten ausschließen.<sup>301</sup> Vermutlich war diese Verdrehung von Gebstatts Wunsch ein Versehen, denn am 7. März 1941 erhielt dieser den erwünschten Befreiungsschein; Mitglied der Reichsschrifttumskammer war Gebstatt nie.

Jedoch musste er im Sommer 1942, nach Ablauf seiner Befreiungsbescheinigung, erneut eine Publikationsgenehmigung beantragen. Nachdem im Vorjahr offensichtlich für Auskünfte über die politische Zuverlässigkeit der Kandidaten noch die Gauleitung der NSDAP zuständig gewesen war (die damals „keine Bedenken geäußert“ hatte), erging die Anfrage der Reichsschrifttumskammer nun an den Sicherheitsdienst der SS, einen Teil des Reichssicherheitshauptamtes. Letztlich fand aber auch der SD keinen Grund, Gebstatt die Publikationserlaubnis zu verweigern: „Am 1.10.1939 verzog er nach Berlin. Während seiner Tätigkeit in Berlin ist er bisher in keiner Weise nachteilig in Erscheinung getreten. Er erfreut sich hier eines guten Rufes. In fachlicher Hinsicht wird er gut beurteilt. Der NSV und dem RLB gehört er als Mitglied an. Staatspolizeilich liegen keine belastenden Vermerke vor.“<sup>302</sup>

Somit war Gebstatt ganz offensichtlich Mitglied in zwei Organisationen des NS-Staates: der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt und dem Reichsluftschutzbund. Während letzterer Träger des Zivilschutzes war, wurden unter der Dachorganisation der Volkswohlfahrt Teilbereiche wie zum Beispiel Winterhilfswerk und Kinderlandverschickung zusammengefasst; die Volkswohlfahrt war der NS-staatliche Widerpart zu freien Verbänden wie dem Roten Kreuz und als solcher (soweit möglich) humanitären Zielen verpflichtet. Womöglich erschien Gebstatt die Mitgliedschaft in den genannten Verbänden als das kleinste Übel; einerseits war damit eine gewisse Nähe zur „Volksgemeinschaft“ zu demonstrieren, andererseits war es so möglich, sich vom verbrecherischen Teil dieses Volkes fernzuhalten. Dass die Mitgliedschaft vom SD lobend erwähnt wird, spricht für den Sinn dieses Vorgehens. Und doch konnte Gebstatt am 24. April 1950, als er den „Meldebogen aufgrund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ ausfüllte,

---

<sup>301</sup> Ebenda.

<sup>302</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

die Fragen nach Mitgliedschaft in der NSDAP ebenso guten Gewissens mit „nein“ beantworten wie bei den aufgeführten NS-Organisationen,<sup>303</sup> da nur Amtsträger in diesen entnazifiziert wurden.

Auch 1942, nach der positiven Beurteilung des SD, bekam Gebattel seine Ausnahmegenehmigung: „Da den Antragsunterlagen zu entnehmen ist, dass Ihre schriftstellerische Tätigkeit nur gelegentlicher Art oder geringfügigen Umfangs ist, befreie ich Sie hiermit von dem Erfordernis der Mitgliedschaft“<sup>304</sup>, schreibt der Präsident der Reichsschrifttumskammer am 21. August 1942 an Gebattel.

Tatsächlich nahm diese Tätigkeit den geringsten Raum in Gebattels Aktivitäten während der Kriegsjahre in Berlin ein; auch der Lehrauftrag im Göring-Institut machte nicht die Hauptsache aus, sondern die ärztliche Berufsausübung in freier psychotherapeutischer Praxis. In der Poliklinik des Instituts war V. E. von Gebattel nicht an der Patientenbetreuung beteiligt, sondern die therapeutischen Sitzungen fanden in seinem eigenen Haus in Charlottenburg statt.<sup>305</sup> In einer Aufstellung seiner bisherigen beruflichen Laufbahn, die Gebattel 1954 für das bayerische Kultusministerium anfertigte, schreibt er denn auch: „1939-1944 Praxis in Berlin“.<sup>306</sup>

Widersprochen werden muss den teilweise dramatisierenden, teilweise sachlich falschen Darstellungen des Endes von Gebattels Berliner Zeit; so erhebt Wiesenhütter seinen akademischen Lehrer in seinem Nachruf zum Widerstandskämpfer und schreibt: „Als die SS kurz vor Kriegsende zuschlug, retteten Gebattel der Leiter des Berliner psychotherapeutischen Zentralinstituts (zu dessen Lehranalytikern Gebattel gehörte) und sein gleichnamiger Vetter, der Reichsmarschall, das Leben.“<sup>307</sup> Nach den Erinnerungen von Gebattels Tochter trifft dies nicht zu; vielmehr wurde im November 1943 das Haus der Familie Gebattel in der Sophienstraße von einem Bombenvolltreffer restlos

---

<sup>303</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>304</sup> BA/RK (BDC) 2702000379.

<sup>305</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>306</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>307</sup> Wiesenhütter (1976), S. 198.

zerstört; 1954 schreibt Gebattel von „totaler Ausbombung“.<sup>308</sup> Dadurch verloren er und seine Ehefrau (beide Töchter hatten das elterliche Haus mittlerweile verlassen) nicht nur ihre Wohnung, sondern es wurde der komplette Besitz vernichtet. Dergestalt vor dem materiellen Nichts stehend, wollte Gebattel die inzwischen nahezu täglich bombardierte Hauptstadt verlassen und zu seiner älteren Tochter in das Überlinger Haus ziehen.<sup>309</sup> Da ergab sich aber die Schwierigkeit, dass, eben weil Berlin heftigen Bombardements ausgesetzt war, Ärzten der Wegzug aus der Stadt untersagt war, sofern kein triftiger Grund vorlag. Ein solcher fand sich, als Gebattel die Übernahme der Leitung der Wiener Zweigstelle des Göring-Instituts angetragen wurde; 1954 schreibt Gebattel hierzu: „1944 wurde mir die Leitung einer Psychotherapeutischen Poliklinik in Wien angeboten, Zweigstelle des Institutes für Psychologische Forschung und Psychotherapie in Berlin. Ich griff zu, da es damals die einzige Möglichkeit war, Berlin zu verlassen. Ärzten war es verboten, herauszugehen.“<sup>310</sup>

So ist es wahrscheinlich schon Heinrich Göring zuzuschreiben, dass Gebattel nach Wien wechseln konnte; dies tat er allerdings nicht in einer fluchtartigen Nacht-und-Nebel-Aktion, wie Wiesenhütter verklärend berichtet, sondern er übernahm in Wien wiederum eine offizielle Funktion in einem staatlich kontrollierten Institut. Zusammenfassend bemerkt Gebattel 1954 dann auch: „Von 1933 bis 1945 habe ich Schädigungen politischer Art im eigentlichen Sinne nicht erlitten (...).“<sup>311</sup>

---

<sup>308</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>309</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>310</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>311</sup> BayHStA MK 54502

## **14 An der Wiener Zweigstelle des Deutschen Institutes für psychologische Forschung und Psychotherapie**

Die Vorgeschichte der Wiener Zweigstelle des Göring-Institutes ähnelt zunächst der des Berliner Pendant, wenn auch mit leichter zeitlicher Verzögerung. Nachdem am 12. März 1938 deutsche Truppen in Wien eingerückt waren und der so genannte Anschluss Österreichs vollzogen, hielt die Wiener Psychoanalytische Vereinigung schon tags darauf eine außerordentliche Sitzung ab, um das weitere Vorgehen zu erörtern.<sup>312</sup>

Während einige Analytiker keine Möglichkeit einer sinnvollen psychoanalytischen Arbeit im Sinne Freuds sahen, wenn die Nazis die Macht übernehmen würden, und das Land verließen, vertraten andere die Auffassung, dass gerettet werden müsse, was zu retten sei – insbesondere die Bibliothek und die übrige Ausstattung des Wiener Psychoanalytischen Institutes.

So beschlossen am 20. März führende Mitglieder des Wiener Institutes (unter anderen Anna Freud), dass zu diesem Zwecke Kontakt mit Heinrich Göring als Vorsitzendem der DPG aufgenommen werden sollte. Dieser sollte einen Vertreter der DPG – es handelte sich um Carl Müller-Braunschweig – nach Wien entsenden und gebeten werden, die DPG möge kommissarisch Rechte, Pflichten und Vermögen der WPV übernehmen.<sup>313</sup> So geschah es, und die WPV ging, auch was die Zugehörigkeit ihrer Mitglieder betraf, in der DPG auf, nachdem die jüdischen Mitglieder der WPV zum Austritt gedrängt worden waren; ganz so, wie es zwei Jahre zuvor auch bei der DPG gehandhabt worden war.

Das Wiener Institut sollte in seiner Struktur dem Berliner Gegenstück gleichen und alle bisherigen Zweige der Psychotherapie im Sinne der „Deutschen Seelenheilkunde“ bündeln. Müller-Braunschweig schreibt im März 1938 an Richard Sterba, der, obwohl „arischer“ Abstammung, Österreich nach dem Einmarsch der reichsdeutschen Truppen verlassen hatte: „Es handelt sich

---

<sup>312</sup> Huber (1977), S. 52.

<sup>313</sup> Huber (1977), S. 53.

darum, aus der Bergg. 7 ein Institut zu bilden, was wie in Berlin die verschiedenen psychotherapeutischen Richtungen nebeneinander paritätisch arbeiten lässt und dadurch auch der Psychoanalyse eine Möglichkeit der Selbsterhaltung und der Arbeit sichert.<sup>314</sup> Sterba jedoch kehrte nicht nach Österreich zurück, was das Problem mit sich brachte, dass zunächst kein Arzt für die Leitung des Ambulatoriums zur Verfügung stand – nach österreichischer Gesetzeslage durften nur Ärzte therapeutisch, also auch psychotherapeutisch, tätig werden, anders als im übrigen deutschen Reichsgebiet. Also wurde bereits 1938 erwogen, einen „arischen“ Arzt aus Berlin nach Wien zu entsenden, so wie dies sechs Jahre später mit Gebattel geschah.<sup>315</sup> Durch die weiteren Ereignisse bedingt, wurde dieser frühe Plan dann aber nicht umgesetzt. Insgesamt nämlich scheiterte das Vorhaben Carl Müller-Braunschweigs, das Wiener ohne großes Aufsehen in das Berliner Institut zu überführen; so wurde ersteres formell ebenso aufgelöst wie am 19. November 1938 die DPG, die fortan als Arbeitsgruppe A im Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie aufging. Die beiden letzten Analytiker, die in Wien zurückgeblieben waren, waren Alfred Freiherr von Winterstein und August Aichhorn – nachdem fast alle übrigen das Land verlassen hatten, existierte vom Wiener Institut nahezu nichts mehr. Nichtsdestotrotz wurde noch im März 1938 die Wiener Arbeitsgemeinschaft des Göring-Institutes gegründet und als Vorsitzender der bisherige Leiter des psychotherapeutischen Ambulatoriums am Wiener Wilhelminenspital, Prof. von Kogerer, gewonnen, der mit der Psychoanalyse nichts zu tun hatte und eher eine Art Verhaltenstherapie betrieb.<sup>316</sup>

Den eigentlichen Hauptteil der Aufbauarbeit am Wiener Institut aber leistete August Aichhorn. Als nichtärztlicher Psychoanalytiker – Aichhorn war ursprünglich Lehrer und dann bis zu seiner Pensionierung Erziehungsberater des Wiener Jugendamtes gewesen – konnte er zwar nicht die formale Leitung des Institutes übertragen bekommen, wurde aber durch Übernahme von

---

<sup>314</sup> Huber (1977), S. 54.

<sup>315</sup> Lockot (1985), S. 296.

<sup>316</sup> Huber (1977), S. 63.

Analysanden der geflohenen Wiener Analytiker zum Garanten der Fortführung einer psychoanalytischen Linie im Sinne Freuds. Dass Aichhorn, obwohl eindeutig von Freud geprägt und von seiner Theorie überzeugt, mit Göring und der übrigen Führungsetage des Berliner Instituts bereitwillig kooperierte, mag unter anderem daran gelegen haben, dass sein Sohn als politisch missliebige Person bei einem Fluchtversuch in die Schweiz verhaftet und ins KZ Dachau verbracht worden war; insbesondere von Görings Fürsprache erhoffte sich Aichhorn wohl die Freilassung seines Sohnes.<sup>317</sup>

Anfang 1944 wurde das Göring-Institut umbenannt und offiziell dem Reichsforschungsrat angegliedert. Für die Wiener Zweigstelle bedeutete die Aufwertung des Status unter anderem, dass ein Ausbau von der bis dahin auf Ausbildungszwecke konzentrierten Einrichtung hin zu einer Poliklinik (wie sie vor 1938 schon existiert hatte) stattfinden sollte.

V. E. von Gebattel war zum 1. März 1944 zum Leiter des Wiener Ambulatoriums ernannt worden<sup>318</sup> und außerdem zum Stellvertreter von Prof. von Kogerer in der Funktion des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Wien des Deutschen Institutes.<sup>319</sup> Aichhorn dagegen, mittlerweile 66 Jahre alt, beendete im Juni 1944 offiziell die Betreuung der Wiener Arbeitsgruppe, da Gebattel einerseits als ärztlicher Psychotherapeut auch in Österreich formal die Leitung der Poliklinik übernehmen, andererseits als Lehranalytiker in der Ausbildung der 14 Kandidaten tätig sein konnte – unter ihnen beispielsweise Igor Graf Caruso, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit an der Wiederbelebung der Psychoanalyse in Wien großen Anteil hatte und später Professor für Klinische Psychologie in Salzburg wurde. Als außerordentliches Mitglied und Lehranalytiker blieb jedoch auch Aichhorn dem Institut verbunden; dies mag ihm dadurch leichter gefallen sein, dass Gebattel nach Bericht Carusos zwar eine „gewisse Abneigung gegen die orthodoxen Formen der Psychoanalyse“ an den Tag legte, die Praxis der Analyse aber

---

<sup>317</sup> Huber (1977), S. 60.

<sup>318</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>319</sup> Huber (1977), S. 66.

„erstaunlicherweise sehr freudianisch gestaltete“.<sup>320</sup> Allerdings blieb in der Wiener Gruppe eine gewisse Distanz zu dem aus Berlin implantierten neuen Oberhaupt bestehen. Wilhelm zu Solms-Rödelheim, ebenfalls der Gruppe angehörend, berichtet: „Trotz höflicher Zusammenarbeit und gemeinsamer Veranstaltungen blieben die Kontakte vorsichtig reserviert. [...] auf ernstliche theoretische Diskussionen ließen wir uns mit ihm nicht ein.“<sup>321</sup> Jedoch waren die persönlichen Kontakte innerhalb der Wiener Arbeitsgemeinschaft in dieser unsicheren Zeit allgemein sehr oberflächlicher Natur, die Mitglieder sahen sich nur zu offiziellen Veranstaltungen und kannten sich ansonsten untereinander nur wenig.<sup>322</sup>

V. E. von Gebssattels Wiener Zeit sollte allerdings nur ein einziges Jahr dauern. Nachdem trotz zunehmend chaotischer Verhältnisse der Betrieb von Poliklinik und analytischer Ausbildung einigermaßen hatte aufrechterhalten werden können (Gebssattel als Invalide und Aichhorn als Pensionär waren natürlich nicht zum Militär eingezogen worden, von Kogerer hingegen schon), nahte im Frühjahr 1945 die Front. Gebssattel schreibt 1956: „Beim Einmarsch der Russen verließ ich Wien und ging vorübergehend nach Überlingen am Bodensee, wo sich damals meine Familie befand.“<sup>323</sup> Dabei ist „gehen“ wörtlich zu verstehen, denn den größten Teil der Strecke muss Gebssattel zu Fuß zurückgelegt haben.<sup>324</sup> Von seiner Position in Wien offiziell entbunden wurde Gebssattel zum 1. März 1945.<sup>325</sup> Im Überlinger Haus wohnten zu dieser Zeit Gebssattels erwachsene Töchter mit ihren Familien, seine Ehefrau hatte sich bereits einige Zeit zuvor aus Wien an den Bodensee begeben. Auch in Überlingen behandelte Gebssattel einige Patienten, die von seiner Anwesenheit in der Stadt, in der er ja kein Unbekannter war, Kenntnis erhalten hatten. Eine regelhafte Berufsausübung in einer eigenen Praxis oder einem Sanatorium bestand – im

---

<sup>320</sup> Huber (1977), S. 67.

<sup>321</sup> Huber (1977), S. 67.

<sup>322</sup> Ebenda, S. 64.

<sup>323</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>324</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>325</sup> BayHStA MK 54502.

Unterschied zu anderen Angaben, beispielsweise bei Wiesenhütter<sup>326</sup> – in der unmittelbaren Nachkriegszeit jedoch nicht und wird von Gebattel in der chronologischen Aufstellung seiner Tätigkeiten, die er 1956 für das Bayerische Kultusministerium verfasst, auch nicht angegeben. Jedoch wurde in Überlingen, das französisch besetzt war, die glücklicherweise vollzählig wieder versammelte Familie von der Vergangenheit in Gestalt des schon 1932 verstorbenen Vaters von V. E. von Gebattel eingeholt: Die französischen Besatzungstruppen waren bei Recherchen zu möglichen Kriegsverbrechern auf die reichlich publizierten antisemitischen und nationalistischen Schriften des früheren stellvertretenden Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes gestoßen und vermuteten bei seinen Nachfahren ähnliche Einstellungen; vielleicht war dem Militärgeheimdienst auch entgangen, dass Konstantin von Gebattel bereits tot war. So wurde das Überlinger Haus nach Einmarsch der Franzosen zuerst einmal komplett durchsucht und Gebattels Tochter gar mit der Todesstrafe bedroht, falls sie etwas verstecke oder verschweige.<sup>327</sup>

Ludwig Binswanger, der, nunmehr zehn Jahre nach den ersten Plänen Gebattels für einen Umzug nach Überlingen, tatsächlich fast dessen Nachbar geworden ist, freut sich über die neue auch topographische Nähe und schreibt am 20. Dezember 1945: „Es wäre wunderbar, Sie zu einem Vortrag in die Schweiz zu bekommen. Bisher sind alle solchen Wünsche aber gescheitert. Sie müssten unbedingt bei mir vorbeikommen. Für all das Unglück, das Sie betroffen hat, fehlen die Worte. (...)“<sup>328</sup>

Mit „Unglück“ meint Binswanger wohl den Verlust des Berliner Hauses mitsamt sämtlichem Besitz, auch wenn dies zum Zeitpunkt, zu dem Binswanger den Brief verfasst, schon fast zwei Jahre zurückliegt; endgültig verloren ist aber auch das komplette Inventar des Fürstenberger Sanatoriums, das nach wie vor Gebattels Eigentum gewesen war und dessen Wert Gebattel auf ungefähr 150.000 Reichsmark taxiert hatte.<sup>329</sup> Mit dem Einmarsch der Roten Armee

---

<sup>326</sup> Wiesenhütter (1963), S. 11.

<sup>327</sup> Pers. Mitteilung M. v. Gagern.

<sup>328</sup> UAT 443/48.

<sup>329</sup> BayHStA MK 54502.

wurde die Einrichtung „restlos geplündert“. Dass Gebattel 1945 noch nicht zu Vorträgen nach Kreuzlingen reisen konnte, lag an noch fehlenden Reiseregeln für Deutsche außerhalb des kleinen Grenzverkehrs.

## 15 Nachkriegszeit in Badenweiler und Freiburg

Zum 1. Januar 1946 ergab sich für Gebstättel die Möglichkeit, die ärztliche Leitung des Sanatoriums Schloss Haus Baden in Badenweiler zu übernehmen. Das Haus gehörte der Caritas, und in Gebstättel fand sich die zu dieser Zeit seltene Konstellation aus hervorragender fachlicher Qualifikation, Erfahrung in der Leitung eines Klinikbetriebes, überzeugtem Katholizismus und völliger Freiheit von Belastungen aus der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Im Verfahren der „Entnazifizierung“, das für Gebstättel unter dem Aktenzeichen 31545 durchgeführt wurde, bescheinigte die Spruchkammer des Badischen Ministeriums des Inneren am 30. Dezember 1946 diese Freiheit und beendete den Vorgang unter der Kategorie „ohne Sühnemaßnahmen“.<sup>330</sup>

Zu den Patienten, die von Gebstättel in Badenweiler behandelt wurden, gehörte auch einer, dessen Rolle in der NS-Zeit weitaus weniger eindeutig gewesen war und der unter der Aufarbeitung seiner Vergangenheit entsprechend mehr zu leiden hatte: Martin Heidegger. Der Freiburger Philosoph und Begründer der Existenzphilosophie, nahezu gleichen Alters wie Gebstättel und, bevor er in *Sein und Zeit* zu seiner ganz eigenen Philosophie kam, zunächst ebenfalls der Phänomenologie nahe stehend, war insbesondere von den französischen Besatzungstruppen hart angefasst worden und schwebte – nach mündlichem Bericht Gebstättels an den Theologen und Guardini-Nachfolger in München, Eugen Biser – in Selbstmordgefahr. In allabendlichen, ausgedehnten Gesprächen gelang es Gebstättel aber, Heidegger aus seiner Depression herauszuhelfen.<sup>331</sup> Schriftlich sind aus dieser Zeit lediglich zwei Briefe allgemeinen Inhalts von Heidegger an Gebstättel erhalten (im DLA Marbach).

In einem Alter, in dem sonst eher an den Rückzug aus dem Berufsleben gedacht wird – Gebstättel war mittlerweile 63 Jahre alt – widmete er sich voller Elan dem Aufbau des Sanatoriums; an Dolf Sternberger, den Journalisten und späteren Professor der Politikwissenschaft in Heidelberg, schreibt Gebstättel

---

<sup>330</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>331</sup> Otte (1996), S. 137 f.

Anfang 1946: „Ich bin nur durch die Einrichtung und Leitung der Klinik so in Anspruch genommen, dass ich noch keine festen Zusagen machen kann.“<sup>332</sup> Neben seiner ärztlichen Tätigkeit nämlich hatte Gebattel eine ausführliche Replik auf ein Interview C. G. Jungs verfasst, in dem dieser sich Ende 1945 zur Kollektivschuld der Deutschen geäußert und dabei für Gebattel inakzeptable Thesen entwickelt hatte. „Diese Arbeit würde sich“, schreibt Sternberger am 12. Februar 1946 an Gebattel, „sehr gut in ein künftiges Heft der ‚Wandlung‘ einfügen, wenn sie nur von der Beziehung auf jenes leidige Interview C. G. Jungs etwas mehr abgelöst würde.“<sup>333</sup> Die Veröffentlichung, die letztlich allerdings unterblieb, war Gebattel ein wichtiges Anliegen gewesen; „mir erscheint es wichtig, dass Jung nicht unbestritten bleibt“, hatte er schon am 4. Dezember 1945, noch von Überlingen aus, an Sternberger geschrieben. Jung hatte in Bezug auf die Möglichkeit einer Reinigung der Deutschen von der nationalsozialistischen Denkweise gefordert, dass der „deutsche Patient von vornherein seine eigene Mitverantwortlichkeit an Buchenwald einsieht und zugibt“,<sup>334</sup> wobei er der Auffassung war, dass auch in den sogenannten „anständigen“ Deutschen das Nazi-Weltbild vorherrschte: „Alle sind bewusst oder unbewusst, aktiv oder passiv, an den Greueln beteiligt.“ In „ausgesprochensten Antinazis“ sei „hinter aller Anständigkeit die ausgesprochenste Nazipsychologie lebendig mit allen ihren Gewalttätigkeiten“.<sup>335</sup>

In seiner Antwort auf Jungs Behauptungen zieht Gebattel nur Teile derselben in Zweifel; die Annahme der Kollektivschuld des deutschen Volkes bestreitet er nicht, hält aber die empirisch-psychologische Art der Annäherung an das Problem, die Jung wählt, für ungeeignet. Für Gebattel haben die Verbrechen des Naziregimes eine nur metaphysisch fassbare Dimension: „Statt den Charakter des Mysteriums zu respektieren, der die Tatsache des Bösen umwittert, (...) an der jeder einzelne Teil hat als Mitverschuldeter und

---

<sup>332</sup> DLA BF 000006917.

<sup>333</sup> Ebenda.

<sup>334</sup> Gebattel (1946), S. 1.

<sup>335</sup> Ebenda, S. 2.

Mitverantwortlicher, rückt man für seine Person von dieser Kollektivschuld der Menschheit in pharisäischer Abgeklärtheit ab<sup>336</sup> – so kritisiert Gebattel die Ausführungen des „Plauderers“ Jung. Hingegen hält er das Zugeben einer gemeinsamen Schuld an sich für richtig; wohl in Anspielung auf das Stuttgarter Schuldbekennnis der evangelischen Kirchen in Deutschland vom 19. Oktober 1945 schreibt Gebattel: „Will man diese Kollektivschuld, die soeben von theologischer Seite in würdiger und angemessener Weise öffentlich anerkannt wurde, mit den Mitteln der Psychologie begründen, so verwickelt man sich in Widersprüche und gedankliche Unklarheit.“

Was Gebattel aber an Jungs Interview hörbar ärgert, ist einerseits die Forderung, der „deutsche Patient“ müsse seine Schuld erst einsehen, bevor er einer Therapie unterzogen werden könne; damit werde das Ziel der Therapie gleichzeitig zu deren Voraussetzung gemacht, was allen Prinzipien der Psychotherapie Hohn spreche. Andererseits, und hier fühlt sich Gebattel natürlich persönlich betroffen – als einer, der zwar in Opposition zum Gedankengut der Nazis gestanden, aber doch eine akzeptable Form der Existenz innerhalb des Systems gefunden hatte – , kritisiert er Jungs Behauptung, hinter aller Anständigkeit der anständigen Deutschen stecke Nazipsychologie. „Wüsste Herr X., den irgendeine seelische oder leibliche Not zum Arzt führt, und der sich im übrigen für einen ‚anständigen‘ Deutschen hält, vielleicht weil er das nationalsozialistische Regime mit innerem Abscheu abgelehnt hat, dass hinter der Fassade seiner bewussten, mit Opfern und Lebensgefahr aufrecht erhaltenen ‚Anständigkeit‘, wie Jung sagt, die ‚ausgesprochenste Nazipsychologie‘ lebendig ist, (...) so benötigte er ja keiner Behandlung durch Herrn Jung.“<sup>337</sup> Dieser Herr X. ist wahrscheinlich in weiten Teilen mit Gebattels Selbstbild identisch.

Einen seltenen Einblick in seine politischen Ideen und Ideale gibt Gebattel am Ende seines Aufsatzes, wenn er schreibt: „Führung ist das, was nottut. Selten sind die, welche befähigt sind, sich selber Führer zu werden, noch seltener die, die ihr selbstherrliches Führertum nicht unbemerkt in die Irre führt, am

---

<sup>336</sup> Gebattel (1946), S. 4.

<sup>337</sup> Ebenda, S. 1.

seltensten sind die, in denen inneres Geführtwerden und Führung von oben eine lebendige Einheit bilden, – die gottgesandten Führer also, die echten, deren das Volk bedarf, um zu sein, und ohne die es sich auflöst und zerfällt, eine Beute der Dämonen. Seit Jahrhunderten ist solches Führertum in Deutschland nicht gewesen.<sup>338</sup> Gebattel setzt zum Schluss seines Aufsatzes das Suchen nach solcher Führung in Beziehung zum Anfang des Psalms 130 und damit zur Suche des Volkes Israel nach seinem Gott, womit auch der von ihm gewählte Titel des Aufsatzes erklärt ist: „de profundis clamavi ad te, Domine...“. Das ist zwar ein elegant geschlagener Bogen, aber die Vorstellungen des Unpolitischen Gebattel, wie ein Volk zu leiten sei, gehen erkennbar in Richtung Monarchie und Gottesgnadentum. In schriftlich niedergelegter Form findet sich diese Ansicht nur hier; allerdings erklärt sich so beispielsweise auch die höchste Wertschätzung, die Gebattel Reinhold Schneider entgegenbrachte, der nicht nur ein bekannter und religiös motivierter Schriftsteller, sondern auch erklärter Monarchist war.

V. E. von Gebattels Entgegnung auf Jungs Äußerungen wurde letztlich nicht in der *Wandlung* publiziert; am 16. Dezember 1947 schreibt Sternberger nach Badenweiler: „Mir scheint inzwischen das Interesse an den Jungschen Thesen fern gerückt, so dass ich von einer Veröffentlichung keine fördernde Wirkung mehr erwarte.“<sup>339</sup> Gebattel fügte den Aufsatz im folgenden Jahr in *Christentum und Humanismus* ein.

Schon am 1. Oktober 1946 hatte Gebattel neben der Leitung des Sanatoriums einen Lehrauftrag für Medizinische Psychologie und Psychotherapie an der Medizinischen Fakultät der Universität Freiburg übernommen,<sup>340</sup> wohin er 1948 auch seinen Wohnsitz verlegte. Allerdings muss schon damals in Gebattel der Wunsch erwacht sein, in die fränkische Heimat zurückzukehren, die er seit 40 Jahren nur besuchsweise gesehen hatte. Er schreibt 1956: „1948 ließ ich mich in Freiburg i. Br. nieder. Mein Haus in Bamberg war zu der Zeit von Mietern und Flüchtlingen derart überfüllt, dass an eine Übersiedlung vorerst nicht zu denken

---

<sup>338</sup> Gebattel (1946), S. 8.

<sup>339</sup> DLA BF 000006917.

<sup>340</sup> BayHStA MK 54502.

war.<sup>341</sup> Die Leitung des Sanatoriums Haus Baden gab Gebattel, nachdem der Klinikbetrieb stetig zugenommen und ihm letztlich keine Zeit mehr für wissenschaftliche Arbeiten und Pflege seiner zahlreichen Freundschaften gelassen hatte, zum 30. April 1948 ab.

Mittlerweile war *Christentum und Humanismus* erschienen, nach langer Zeit die erste Veröffentlichung Gebattels in Buchform. Fern von medizinisch-fachlichen Problemstellungen verdeutlicht der Autor schon im Vorwort, worum es ihm geht: Um den Sinn menschlicher Existenz. „Als ein Ganzes ist der Mensch nur von seiner Grenze her einzusehen. (...) Der Mensch hat eine Grenze nach oben und eine Grenze nach unten, eine Grenze nach außen und nach innen. In der Fühlungnahme mit dieser doppelten Grenze erkennt er seine Bestimmung. In ihrer Anerkennung findet er seine Freiheit. Im freien Vollzug seiner gesetzten Grenze gelangt er zur Existenz. In der Entscheidung für ihren Sinn findet er die Sinnmitte seines Daseins.“<sup>342</sup> – so leitet Gebattel seine Betrachtungen ein. In seinem Anliegen stellt er fest, dass die, die „von einer biologistischen oder psychologistischen Anthropologie das letzte Verständnis des Menschen erwarten“, gescheitert sind und folgert: „Ansichten vom Menschen ohne Einsicht in das Mysterium seiner Existenz bleiben Teilansichten.“

Zu verstehen ist das Buch, das sich nicht an medizinisches oder philosophisches Fachpublikum wendet, sondern durchaus die breitere Öffentlichkeit sucht, vor dem Hintergrund seiner Entstehung in der unmittelbaren Nachkriegszeit und dem Mangel an moralischer Orientierung in Deutschland. Gebattel entwickelt die These, die Menschheitsgeschichte sei bis ins Mittelalter der Kindheit des einzelnen Menschen vergleichbar. Mit Aufkommen des Humanismus, der Renaissance, der Reformation habe eine Art Pubertät der Völkergeschichte eingesetzt, deren katastrophaler Kulminationspunkt der Nationalsozialismus gewesen sei.<sup>343</sup> Seine Hoffnung für die zukünftige Entwicklung, das Erwachsenwerden der Menschheit, beschreibt er folgendermaßen: „Der neuzeitliche Mensch hat sich müde geschleppt an

---

<sup>341</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>342</sup> Gebattel (1947), S. 7.

<sup>343</sup> Ebenda, S. 153-169.

seiner Autonomie und Diesseitigkeit, er befindet sich in einer Krise, die zuerst einmal die Krise ist des deutschen Menschen, und diese Krise ist die Krise des Immanenzgedankens und seiner menschlichen Konsequenzen. Was sich vorbereitet, ist, wenn nicht alle Wetterzeichen trügen, ein Humanismus christlicher Prägung, ein neuer Klassizismus der Ausgewogenheit von Humanität und Christentum.<sup>344</sup> Mit *Christentum und Humanismus* endet die Phase in Gebstatts schriftlichem Werk, die sich, beginnend mit den Beiträgen für Guardinis *Schildgenossen*, mehr auf Einflussnahme in der Gesellschaft – deren Prinzipien, zumal in der NS-Zeit, nicht denen Gebstatts entsprachen – , konzentrierte als auf Fachbeiträge, die in den 1930er Jahren und dann ab 1950 wieder vorherrschten.

---

<sup>344</sup> Gebstatt (1947), S. 171.

## 16 Professor in Würzburg

Gebtsattels Absicht, in seine fränkische Heimat zurückzukehren, gewann im Frühjahr 1950 immer mehr Kontur. Jürg Zutt, der 25 Jahre zuvor Gebtsattels Nachfolger als Ärztlicher Leiter der Kuranstalten Westend in Berlin geworden war, amtierte nun als Direktor der Universitäts-Nervenklinik in Würzburg. Und obwohl sich Zutt keiner allzu großen Wertschätzung seines Kollegen Gebtsattel erfreut hatte, der in mehreren Schriften aus den Vorkriegsjahren mit feinem Spott auf dessen Ansichten eingegangen war, ließ er sich dafür gewinnen, die Berufung Gebtsattels an die Universität Würzburg zu betreiben.

Am 21. März 1950 schreibt Zutt ans Dekanat der Medizinischen Fakultät in Würzburg: „Das Interesse weiter Kreise der Studierenden und auch der Ärzte lässt es geboten erscheinen, dass für das Fach der medizinischen Anthropologie und Psychotherapie eine besondere Persönlichkeit berufen wird. (...) Es kann in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, dass es nicht leicht ist, jemanden zu finden, der diesen Anforderungen genügt. Nun bestände die Möglichkeit, Dr. med. Freiherrn von Gebtsattel, der seit 1946 das Fach der Psychotherapie an der Universität Freiburg in Vorlesungen vertreten hat, für die hiesige Fakultät zu gewinnen. Dr. v. Gebtsattel, der Psychiater ist, hat sowohl durch seine psychiatrisch-anthropologischen, als auch durch seine psychotherapeutischen Arbeiten internationalen Ruf. (...)“<sup>345</sup>

Unter Berufung auf Zutts Empfehlung beantragte der Dekan der Medizinischen Fakultät beim Bayerischen Kultusministerium die Erteilung eines Lehrauftrages an Gebtsattel für die „gerade neuerdings wieder bevorzugten Forschungs- und Lehrgebiete der medizinischen Psychologie und Psychotherapie“.<sup>346</sup>

Am 24. August 1950 wurde V. E. von Gebtsattel zum Honorarprofessor ernannt und übernahm zunächst ab dem 6. Dezember die kommissarische Vertretung des Lehrstuhls für Psychiatrie, da dieser unbesetzt war (Zutt war zum Ende des Sommersemesters 1950 an die Frankfurter Universität gewechselt). Die

---

<sup>345</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>346</sup> Ebenda.

Honorierung erfolgte aus dem Etat des 1937 als Institut für Vererbungswissenschaft und Rasseforschung gegründeten Instituts für Erbbiologie, das, wie schon der Name verrät, in den NS-Jahren der herrschenden Ideologie entsprechend gearbeitet hatte, dessen Chefposten verwaist und dessen neue Bestimmung noch nicht gefunden war. Als ordentlich berufener Professor und Leiter der Universitätspsychiatrie kam Gebattel nicht in Frage, da er, inzwischen 67 Jahre alt, das Pensionsalter bereits überschritten hatte. So behielt er zunächst für nahezu zwei Jahre die Funktion des kommissarischen Chefs, und hier erlebte ihn der Nervenarzt und Publizist Hoimar von Ditfurth, damals Assistenzarzt; ihm ist eine der wenigen zusammenhängenden Charakterisierungen Gebattels zu verdanken.

Er berichtet in seinen Erinnerungen, dass zwar manche Aspekte – wie das „große klinische Kolleg“ – unter der „mangelnden Routine des Mannes, der bis dahin nie eine Universitätsklinik geleitet hatte“, gelitten hätten, dass aber Gebattel der „geistvollste und gebildetste Wissenschaftler“ gewesen, dem er jemals begegnet sei. Weiter schreibt Ditfurth: „Wie bei vielen souveränen Persönlichkeiten verband sich die geistige Überlegenheit bei diesem ungewöhnlichen Mann mit einer gewinnenden Herzlichkeit und Bescheidenheit im Umgang mit seinen Mitarbeitern. Er lud gern zu sich zum Tee (wie wir alle damals noch, wohnte auch er in einem für ihn freigemachten Zimmer in der Klinik), wobei es völlig ungezwungen zugeht, ohne die permanenten Gesten respektvoller Achtungsbezeugung, die jeder von uns im Umgang mit seinem Vorgänger als selbstverständliche Pflichtübung angesehen hatte. (...) Auch uns Assistenten behandelte er mit ausgesuchter, uns gänzlich ungewohnter Höflichkeit. Nicht ohne Grund trug er (...) schon seit Jahrzehnten den Spitznamen „Neurosen-Kavalier“ [was für den Verwandten und Freund Hofmannsthal besonders passend ist!].<sup>347</sup>

Zwar schildert Ditfurth die „unendliche Geduld und Toleranz“, die Gebattel im Umgang insbesondere mit medizinischen Anfängern an den Tag legte – schließlich war ihm die Weitergabe seines umfangreichen Wissens immer

---

<sup>347</sup> Ditfurth (1991), S. 311 ff.

schon ein besonderes Anliegen gewesen – , aber er macht auch eine Beobachtung, die mit anderen Berichten über eine gewisse jähzornige Veranlagung Gebstattsels konform geht: „Bei einem dieser Gespräche machte ich die mich bodenlos überraschende Entdeckung, dass die unerschütterlich scheinende Geduld, die dieser Chef seinen Schülern entgegenbrachte, das bewundernswerte Produkt eiserner Selbsterziehung war. Als ich auf eine längere Ausführung seinerseits einmal vorschnell mit einer – wie ich schon in der nächsten Sekunde einsah – besonders naseweisen Widerrede antwortete, sah ich zu meinem Erschrecken, wie der Kopf Gebstattsels zornrot anschwellte. Gleichzeitig entrang sich seiner Kehle ein bedrohlich würgendes Geräusch, das sofort durch einige vorgetäuschte Hustenstöße überspielt wurde. Es dauerte wohl eine Minute, bis der Mann seine Fassung wiedergewonnen hatte. Erst dann sprach er weiter, mit der gewohnten geduldigen Höflichkeit (...). Von einer Sekunde zur anderen hatte sich mir offenbart, dass dieser uns durch seine geduldige Toleranz so ungeheuer imponierende Mann von Natur aus ein Choleriker sein musste.“<sup>348</sup>

Diese Einschätzung Ditfurths bestätigt Gebstattsels Tochter voll und ganz, wenn sie von einem „Gebstattselschen Urzorn“ spricht, der auch ihrem Vater zu eigen gewesen sei. Und Wiesenhütter berichtet von Gebstattel, „wie er dem bedeutendsten Philosophen unserer Zeit, der ein Seminar hatte *platzen* lassen, vor versammeltem Auditorium ins Gesicht schleuderte: ‚Sie haben sich schlecht benommen!‘, oder einem Ordinarius (...) buchstäblich an den Kragen fuhr.“<sup>349</sup>

Neben seiner Aufgabe als kommissarischer Klinikchef und seinen Lehrverpflichtungen entwickelte Gebstattel zahlreiche weitere Aktivitäten. Zum einen blieb er als Psychotherapeut Anlaufstelle für viele Patienten auch außerhalb der Universitätsklinik; insbesondere früher von den Nazis verfolgte Menschen kamen aus ganz Europa zu Gebstattel, der als unbelastet galt, um Hilfe bei der Bewältigung der erlittenen Traumata zu finden.<sup>350</sup> Zum anderen wurde Gebstattel am 1. Juli 1953 die ärztlich-psychotherapeutische Leitung des

---

<sup>348</sup> Ebenda.

<sup>349</sup> Wiesenhütter (1976), S. 198.

<sup>350</sup> Ditfurth (1991), S. 314.

Katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder in Würzburg übertragen, was in erster Linie gutachterliche Tätigkeit, aber auch therapeutische Aufgaben mit sich brachte.<sup>351</sup>

Und schließlich widmete sich Gebattel nun wieder wissenschaftlicher Arbeit und deren Veröffentlichung; 1952 gründete er, zusammen mit Gustav Kafka, das *Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie*, später dann in *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie* umbenannt. Hierin erschienen regelmäßig Beiträge Gebattels, so über „Psychoanalyse und Tiefenpsychologie, ihre psychotherapeutischen Grenzen“<sup>352</sup> oder „Krisen in der Psychotherapie“.<sup>353</sup> Nachdem von Gebattel mehrere Beiträge in Fachbüchern anderer Autoren veröffentlicht worden waren, wobei die thematische Bandbreite von der Betrachtung sexueller Deviationen<sup>354</sup> bis zur literaturhistorischen Analyse des Menschenbildes im Werk Adalbert Stifters<sup>355</sup> reichte, gab er von 1959 an das *Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie* in fünf Bänden heraus, zusammen mit V. Frankl und J. H. Schultz. 1964 stellte Gebattel eine Reihe von bereits andernorts erschienenen Aufsätzen zusammen und gab sie unter dem Titel *Imago Hominis – Beiträge zu einer personalen Anthropologie* heraus;<sup>356</sup> war es doch nichts weniger als die Frage nach dem Wesen des Menschen, was ihn bis ins hohe Alter umtrieb. Den eigentlich von seinem Schüler aus der Wiener Zeit, Igor Graf Caruso, geprägten Begriff der „anthropologischen Psychotherapie“ greift Gebattel hier auf – er sollte später das Etikett darstellen, mit dem Gebattels therapeutische Richtung versehen wurde – und versucht eine Eingrenzung dessen, was sein Bild vom Menschen ausmacht. Diese Eingrenzung bleibt stets hermeneutischer Natur und erhebt nicht den Anspruch, den Menschen in seinem „Geheimnisstand“ tatsächlich zu entschlüsseln. Den Satz „denn meistens weiß der Mensch gar nicht, was ihn

---

<sup>351</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>352</sup> Gebattel (1953).

<sup>353</sup> Gebattel (1952).

<sup>354</sup> Giese (1953).

<sup>355</sup> Gebattel (1956).

<sup>356</sup> Gebattel (1964).

treibt, und er kommt nicht hinter sich, trotz aller ‚Tiefenpsychologie‘.<sup>357</sup> ließ Gebattel auch für sich selbst und seine Möglichkeiten der Erkenntnis gelten.

Seinen Hauptwohnsitz hatte Gebattel schon 1950 wieder im alten Gebattelschen Haus am Jakobsplatz 4 in Bamberg genommen, wo er bereits einige Jahre seiner Jugend verbracht hatte;<sup>358</sup> während der zwei Jahre als kommissarischer Direktor der Nervenklinik hielt er sich aber zumeist in Würzburg auf. Endlich war ein Nachfolger für Zutt gefunden, was zumindest Hoimar von Ditfurth nicht freute: „Was wir an ‚Opi‘ [Gebattel] gehabt hatten, ging uns sehr schnell auf, als der Nachfolger (...) die Herrschaft übernahm. Bei Gebattel hatte man von ‚Herrschaft‘ nicht reden können. Er steuerte die Klinik und seine Mitarbeiter geräuschlos kraft der menschlichen Autorität, die er ausstrahlte.“<sup>359</sup> Da die Fakultät Gebattel gerne halten wollte und dieser auch keine Veranlassung sah, in den Ruhestand zu treten, wurde ihm ab dem 15. Mai 1952 die kommissarische Vertretung des außerordentlichen Lehrstuhls für Erbbiologie, aus dessen Etat er schon zuvor besoldet worden war, übertragen; sein Lehrauftrag für Medizinische Psychologie und Psychotherapie änderte sich dadurch allerdings nicht. Auf Gebattels Antrag wurde das Institut umbenannt und trug zunächst die Bezeichnung Institut für Anthropologie und Erbbiologie, um dann, nachdem die Einrichtung eines ständigen außerordentlichen Lehrstuhls beschlossen worden war, ab 1958 als Institut für Psychotherapie und medizinische Psychologie zur ersten Einrichtung dieser Art in Deutschland zu werden.<sup>360</sup>

Im Frühjahr 1956 erkundigte sich der mittlerweile 73-jährige Gebattel erstmals beim bayerischen Kultusministerium, ob ein Übertritt in den Ruhestand möglich sei. Dies sei kein Problem, wurde ihm mitgeteilt, nur Anspruch auf eine Altersversorgung habe er leider nicht, da er erst nach Überschreiten des berufungsfähigen Alters in den Dienst des Staates getreten sei und sich aus einer Honorarprofessur keine Versorgungsrechte ableiteten. Damit ergab sich

---

<sup>357</sup> Gebattel (1954), S. 233.

<sup>358</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>359</sup> Ditfurth (1991), S. 316.

<sup>360</sup> BayHStA MK 54502.

für Gebattel, der sich nie um Geld gekümmert hatte, eine ungewohnte Schwierigkeit. Zwar besaß er ein lebenslanges Wohnrecht im Bamberger Haus, aber es gehörte ihm nicht – sein Vater hatte es 1932, die mangelnde Begabung seines Sohnes in Geschäftsdingen kennend, dessen Töchtern vererbt. In einer Aufstellung seiner Vermögensverhältnisse, die das Ministerium, um eine mögliche Ausnahmeregelung prüfen zu können, bei Gebattel angefordert hatte, gab er an: „Eine Lebensversicherung habe ich nicht abgeschlossen. Privatvermögen besitze ich keines außer geringen Ersparnissen. Zuwendungen von verwandter Seite kommen nicht in Frage.“<sup>361</sup> So beschloss Gebattel, seine Amtsgeschäfte fortzuführen. Allerdings bekam auch er, obwohl geistig in völliger Frische und eigentlich auch körperlich robust, gelegentlich den Zahn des Alters zu spüren. Am 3. Oktober 1957 schreibt der Dekan der Medizinischen Fakultät an das bayerische Kultusministerium: „Die Medizinische Fakultät ist durch die wiederholten Erkrankungen von Professor Dr. von Gebattel beunruhigt. Er musste sich jetzt einer erneuten Operation unterziehen, und es steht zu befürchten, dass er seine für die Ausbildung der Studenten so wichtige Vorlesungstätigkeit (...) nicht mehr lange fortsetzen kann.“ Zwar hege die Fakultät den Wunsch nach einem jungen Nachfolger und habe auch schon eine Besetzungsliste erstellt, da aber „Herr von Gebattel nahezu völlig mittellos ist (...), können wir aus menschlichen und kollegialen Gründen eine Liste erst dann vorlegen, wenn die Pensionierung (...) genehmigt ist.“<sup>362</sup>

Diese Genehmigung ließ allerdings weiterhin auf sich warten, so dass Gebattel, der keinesfalls von finanzieller Unterstützung durch seine Töchter abhängig sein wollte, weiterhin kommissarischer Institutsleiter blieb. Zu seinem 75. Geburtstag schlug der damalige bayerische Ministerpräsident, Hanns Seidel, Gebattel für die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes vor: „In erster Linie ist es ihm zu danken, dass heute die während des nationalsozialistischen Regimes in den Hintergrund gedrängte Disziplin der Psychotherapie in Deutschland wieder zu Ansehen gekommen ist und auch in der Lehre und

---

<sup>361</sup> Ebenda.

<sup>362</sup> BayHStA MK 54502.

Forschung den ihr zukommenden Platz erhielt<sup>363</sup>, schreibt Seidel in seiner Antragsbegründung. Den Orden bekam Gebattel, der Ruhestand war weiterhin nicht abzusehen; zum 80. Geburtstag, weiterhin im akademischen Amt, bekam Gebattel ein Glückwunschsreiben des Kultusministers, in dem dieser seinen Dank dafür ausspricht, dass Gebattel „noch heute [seine] Schaffenskraft in den Dienst der Wissenschaft und der Erziehung der akademischen Jugend“<sup>364</sup> stellt. Im erhaltenen Entwurf zu diesem Brief – das Original dürfte Gebattel, wie alle anderen Briefe, weggeworfen haben – ist der Passus „in selbstloser Weise“ vor dem oben zitierten Satz gestrichen; trotzdem bot das Schreiben Angriffsfläche genug für Gebattel, eine bitterböspöttische Replik zu verfassen und seine Unzufriedenheit mit solcher Behandlung kundzutun: „(...) *uns* in Bayern überhaupt, zu beglückwünschen dafür, dass Unterricht und Kultus des Landes in so weisen Händen liegt, und von so weitsichtiger Einsicht gelenkt wird. Mit dem Ausdruck besonderer Verehrung (...)“<sup>365</sup> Weitere sechs Jahre später lässt der inzwischen 86-jährige wissen: „Durchdrungen von der Einsicht, dass mehrfache mündliche Zusicherungen von ministerieller Seite kein Gewicht haben, misst man sie an der schematischen Einstellung des Finanzministeriums im Umgang mit Honorarprofessoren, habe ich darauf verzichtet, weitere Anfragen, deren rein formaler Charakter mir evident erscheint, zu beantworten.“<sup>366</sup>

Dass Gebattel bis ins hohe Alter als Hochschullehrer aktiv blieb, ist also nicht nur seinem immer wachen wissenschaftlichen Interesse, seiner robusten Konstitution und seiner pädagogischen Leidenschaft zuzuschreiben, sondern sicher zu einem Großteil auch der schlichten Notwendigkeit des Broterwerbs. Erst zum Ende des Sommersemesters 1969 beendete Gebattel die Vertretung des Würzburger Lehrstuhls, um 21 Jahre hatte er das übliche Pensionsalter überschritten.

---

<sup>363</sup> BA S 122/38.473.

<sup>364</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>365</sup> BayHStA MK 54502.

<sup>366</sup> BayHStA MK 54502

An Ehrungen fehlte es dagegen nicht: zum 80. Geburtstag wurde Gebattel von der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg mit der Franz-von-Rinecker-Medaille für sein Lebenswerk ausgezeichnet; außerdem fand ein Symposium unter Beteiligung zahlreicher prominenter Kollegen und ehemaliger Schüler Gebattels statt, deren Beiträge in der Festschrift *Werden und Handeln*,<sup>367</sup> dem Motto, das Gebattel selbst über die Veranstaltung und sein Forscherleben stellte, zusammengefasst wurden. An seinem 90. Geburtstag schließlich verlieh ihm die Theologische Fakultät den Ehrendoktor.

Eine unbändige Neugier, auch was Bereiche anbelangte, mit denen er sich noch nie zuvor beschäftigt hatte, sowie ein beeindruckender Tatendrang zeichneten Gebattel bis zu seinem Tode aus. So fing er als über 80-jähriger an, sich mit Geologie und Mineralogie auseinanderzusetzen, kein noch so kleines Theater, das ein neues Stück oder eine neue Inszenierung auf den Spielplan brachte, ließ er unbesucht. Mit 90 Jahren flog er – allein – nach Rom, wo er der Vernissage eines ihm befreundeten Malers einen Besuch abstattete. Die Fähigkeit, seine zahlreichen Freundschaften auch über Jahrzehnte hinweg zu pflegen, war ausgeprägt.<sup>368</sup>

Bereits 1966 war seine Ehefrau Karoline, der er zwei Jahre zuvor den Sammelband *Imago Hominis* gewidmet hatte, im Alter von 71 Jahren gestorben. Einige Jahre darauf heiratete Gebattel nochmals: seine Bamberger Nachbarin Rosmarie Rentz, in deren Haus am Jakobsplatz 7 er weiterhin in privater Praxis therapeutisch tätig war – so ist für das Jahr 1974 (Gebattel ist 90 Jahre alt) in der Steuerschätzung noch ein stattlicher Betrag als voraussichtliche Einnahmen aus dem Praxisbetrieb vermerkt.<sup>369</sup>

Und obwohl zuletzt „von krisenhafter Anfälligkeit des Leibes bedrängt, erhob sich sein sich selbst so durchsichtiger Geist immer wieder aus der Hinfälligkeit, um dann sich aufzurichten in der Bemühung um einige Patienten, die seine

---

<sup>367</sup> Wiesenhütter (1963).

<sup>368</sup> Pers. Mitteilungen M. v. Gagern.

<sup>369</sup> BayHStA MK 54502.

Behandlung nicht entbehren wollten.“<sup>370</sup> Am 22. März 1976 starb Viktor Emil von Gebsattel in Bamberg, der Stadt seiner Jugend.

---

<sup>370</sup> Tellenbach (1977). S. 181.

## 17 Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit hat sich zum Ziel gesetzt, die Biographie des deutschen Psychiaters, Psychotherapeuten und Philosophen Viktor Emil Freiherr von Gebattel und sein Werk detaillierter darzustellen, als dies bisher versucht wurde. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann jedoch nicht erhoben werden, da nur eine dünne Basis an Lebensdaten und Originalquellen vorhanden ist; dies ist einerseits der bekannten Eigenart Gebattels zuzuschreiben, Korrespondenz nicht aufzubewahren, andererseits dem vollständigen Verlust des Gebattelschen Besitzes durch einen Luftangriff im Jahre 1943, also auch der Vernichtung von wichtigen Dokumenten eines 60-jährigen Lebens.

So hat sich die Arbeit auf erhaltene Briefe Gebattels aus zahlreichen Archiven zu stützen, unter anderem an Ricarda Huch, Ludwig Klages, Max Scheler und Reinhold Schneider. Bedauerlicherweise sind die Antworten der angeschriebenen Personen nur im Falle Ludwig Binswangers erhalten, der Durchschläge der von ihm verfassten Briefe angefertigt und archiviert hatte.

Wichtige Ergänzungen zum bisher vorhandenen Wissen über Lebensdaten, Examina, genaue berufliche und soziale Situation Gebattels konnten aus der Auswertung von Unterlagen aus den Universitätsarchiven in München und Berlin, dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München sowie dem Bundesarchiv gewonnen werden.

Als Gebattel 1976 im hohen Alter von 93 Jahren starb, hatte er sowohl die meisten Altersgenossen als auch einen Teil seiner Schüler überlebt, so dass keine Zeitzeugen zu ermitteln und zu befragen waren. Glücklicherweise verfügt Gebattels ältere Tochter, die heute bei München lebt, über ein ausgezeichnetes Gedächtnis und konnte so viele Fragen klären und die dürren Daten mit Leben füllen.

Gebattel hat ein umfängliches Werk hinterlassen. Es wurde eine Personalbibliographie erstellt, die 50 Titel umfaßt und medizinische, psychologische, psychiatrische und psychoanalytische Studien ebenso enthält wie Werke philosophischen und christlich-weltanschaulichen Inhalts.

V. E. von Gebattel wurde 1883 in München als Nachkomme einer alten fränkischen Adelsfamilie geboren; sein Vater, der als General der bayerischen Kavallerie zur höchsten militärischen Führung gehörte, hielt die Tradition der Familie hoch und verwandte große Mühe darauf, mit Wiedererwerb und Neubau des verloren gegangenen Schlosses Gebattel das überlieferte Lebensmodell des grundbesitzenden Adels fortzuführen. Gebattels Mutter, die einer österreichischen adligen Familie entstammte, war streng katholisch und erzog ihren Sohn mit harter Hand; die Überlieferung, sie habe den jungen Gebattel zu künstlerischer und philosophischer Beschäftigung angeregt, trifft nicht zu – allein ihre Verwandtschaft mit Hugo von Hofmannsthal hatte diese Annahme befördert.

Nachdem, bedingt durch die militärische Karriere des Vaters, die Familie von Gebattel regelmäßig den Wohnsitz wechseln musste, wurde der Sohn nach Ende der Volksschulzeit in ein Internat aufgenommen und bestand 1901 das Abitur. Somit hatte er sich auch das Recht erworben, anstatt der im wilhelminischen Deutschland üblichen dreijährigen Wehrpflicht lediglich ein Jahr als Freiwilliger und demzufolge Offiziersanwärter abzuleisten. Dem Wunsch des Vaters, er solle ebenfalls Berufsoffizier werden, hatte sich der junge Gebattel widersetzt.

Während eines Jagdausfluges im Gebirge erlitt Gebattel eine Verletzung des rechten Kniegelenks, welches dauerhaft versteift blieb; damit war er in beiden Weltkriegen als militäruntauglich eingestuft und niemals an der Front.

Von 1902 an studierte Gebattel Rechtswissenschaft an der Berliner Universität, da ihm von den Eltern eine Diplomatenlaufbahn zgedacht war. Wie aus den Unterlagen des Universitätsarchivs hervorgeht, hörte er jedoch hauptsächlich philosophische Vorlesungen, unter anderem bei Dilthey. Während Wilhelm Dilthey als wichtigster Vertreter der Lebensphilosophie, damals der kraftvollsten philosophischen Strömung, in Deutschland galt, wirkte Henri Bergson in Paris. Hier hörte ihn Gebattel, der seine Semesterferien in der Hauptstadt Frankreichs verbrachte. Während Bergson sein System von der Biologie und Dilthey das seine von der Geschichte her entwickelte, war beiden die Ablehnung des bis dahin herrschenden Neukantianismus gemeinsam, der

sich in erster Linie mit Erkenntnistheorie beschäftigte, nach Auffassung der Lebensphilosophie aber den Blick aufs Ganze und dessen Struktur verpasste. Nachdem Gebattel Bergson erlebt hatte, wechselte er 1903 an die Münchener Universität, um sich dort dem ausschließlichen Studium der Philosophie zu widmen – zuvor hatte allerdings eine heftige Auseinandersetzung mit dem Vater bewältigt werden müssen. Bei Theodor Lipps in München wurde Gebattel mit der phänomenologischen Methode vertraut, die Husserl einige Jahre zuvor begründet hatte. Der Schwerpunkt von Lipps' Forschungen lag in der Anwendung dieser Methode, die ein Objekt primär in seiner Ganzheit erfassen und nicht durch Addition seiner Teileigenschaften bestimmen wollte, auf den Bereich der Emotionen. Die von Lipps betriebene „einfühlende Psychologie“ sollte Gebattels therapeutisches Vorgehen stets beeinflussen und wurde auch zum Thema seiner philosophischen Dissertation, die sich mit der Übertragung bestimmter Gefühle von einem Gegenstand auf einen anderen, ganz unbeteiligten, beschäftigt.

In den Jahren nach seiner 1906 erfolgten Promotion zum Dr. phil. führte der junge Gebattel das Leben eines Privatgelehrten, unternahm zahlreiche Reisen, suchte und fand den Kontakt zu den bestimmenden Kreisen des europäischen Geisteslebens. Die von Harry Graf Kessler in Weimar versammelte Gruppe von Künstlern, Keimzelle des späteren Bauhauses, gehörte hierzu ebenso wie der Maler Slevogt, der Dichter Hofmannsthal und der Bildhauer Rodin. Der Tod seines engen Freundes, des Schriftstellers und Übersetzers Wolf Graf Kalckreuth, brachte Gebattel schließlich erstmals in Kontakt zu Rilke, ein Umstand, der wesentlich zur bisherigen Bekanntheit Gebattels beitrug. Rilke und Gebattel blieben bis zum Tod des Dichters (1926) in Verbindung, nachdem Rilke in den Jahren 1911/1912 ernsthaft erwogen hatte, sich von Gebattel, der eben erst begonnen hatte, sich mit der Psychoanalyse zu beschäftigen, behandeln zu lassen. Nach späteren Aussagen Gebattels habe er diese Möglichkeit aber nie ernsthaft in Betracht gezogen, und die Behandlung fand letztlich auch nicht statt.

Rilke allerdings ist es zuzuschreiben, dass Lou Andreas-Salomé als eine der bedeutendsten Frauengestalten im europäischen Geistesleben des späten 19.

und frühen 20. Jahrhunderts auf den jungen Gebattel aufmerksam wurde. Beim Psychoanalytiker-Kongress im September 1911 in Weimar war sie es, die, leichter zum engen Kreis um Freud durchdringend, auch für Gebattel den Weg ebnete; damit wurde ihm die Psychoanalyse für die folgenden Jahre zum wichtigsten Gegenstand seiner Forschungen, nachdem er schon seit dem Anfang des Jahres 1911, zusammen mit Leonhard Seif, als Gründungsmitglied der Ortsgruppe München der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung angehört hatte. Es ist anzunehmen, dass Gebattel bei Seif auch seine eigene Lehranalyse absolvierte; außerdem vermittelte dieser den Kontakt zu Max Scheler, mit dem Gebattel von dieser Zeit an eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. Für Gebattel war an Schelers Denken von besonderer Bedeutung, dass er die Verbindung von phänomenologischer Philosophie und Katholizismus herstellte und es Gebattel so ermöglichte, in beiden Bereichen seine geistige Heimat zu behalten.

Befördert durch eine Meinungsverschiedenheit mit dem Philosophen Ludwig Klages, den Gebattel ebenfalls über Seif kennengelernt hatte, bemerkte er an sich selbst ein Defizit an dichterischer Schaffenskraft und fühlte sich zunehmend zu wissenschaftlichem Arbeiten hingezogen. So immatrikulierte sich der inzwischen 30-jährige 1913 im Fach Medizin an der Universität München. Vom kurz darauf beginnenden Ersten Weltkrieg kaum behelligt, da aufgrund seiner Gehbehinderung militäruntauglich, beendete Gebattel das Studium im Jahre 1919 und erlebte die praktische ärztliche Tätigkeit als äußerst beglückend. Als Medizinalassistent lernte er die klassische Psychiatrie an der Münchener Universitätsklinik unter Emil Kraepelin kennen, während er seine neurologische Weiterbildung bei Freiherrn von Malaise beendete. Im Dezember 1920 wurde Gebattel zum Doktor der Medizin promoviert. Im Januar 1920 hatte er Karoline von Falkenhayn, eine Nichte des ehemaligen preußischen Kriegsministers, geheiratet, im Oktober wurde er zum ersten Mal Vater; im Sommer desselben Jahres jedoch war Gebattel einem Wanderprediger namens Leonhard Stark begegnet, dessen höchst konfuser Heilslehre von einem „Neuen Christentum“ er zum Entsetzen seiner Freunde, seiner Familie und seiner Patienten komplett verfiel. Sein Entschluss, die hochschwangere

Frau zu verlassen und mit Stark auf Wanderschaft zu gehen, konnte erst durch massive Intervention von seiten der Familie seiner Ehefrau rückgängig gemacht werden.

Nach einem Jahr ärztlicher Berufstätigkeit in eigener Praxis in München wechselte Gebattel 1922 an die Kuranstalten Westend in Berlin-Charlottenburg, zuerst als angestellter Arzt, dann ab 1923 als Ärztlicher Leiter. In dieser Klinik wurde ein breites Spektrum von neurologischen und psychiatrischen Krankheitsbildern behandelt, mit einem Schwerpunkt auf der Suchtmedizin.

Im Jahr 1925 gründete Gebattel in Fürstenberg an der Havel seine eigene Klinik, die weniger ein Akutkrankenhaus als vielmehr ein Sanatorium für überwiegend wohlhabende Patienten mit Störungen aus dem depressiven und neurotischen Formenkreis darstellte. Aus der Fürstenberger Zeit datieren Gebattels Aufsätze über Probleme des Zeiterlebens und der Depersonalisation im Rahmen depressiver Störungen sowie zwei größere Arbeiten über Zwangserkrankungen und über die Psychopathologie der Phobien. Hier entwickelt Gebattel seine eigene Methode, Erkenntnisse aus der Psychoanalyse, deren Ziel die Verdeutlichung allgemeiner intrapsychischer Mechanismen ist, zu verknüpfen mit einer phänomenologisch geschulten Art der Betrachtung sowohl der Erkrankung an sich als auch des einzelnen Patienten. Die Familie Gebattel fühlte sich wohl in Fürstenberg, zeitweilig angestellte Überlegungen, die Klinik an den Bodensee zu verlegen, wurden wieder fallengelassen. Nach der Machtübernahme der Nazis geriet Gebattel in eine zunehmend schwierige Situation, da nicht nur ein Großteil der Patienten, sondern auch zahlreiche Freunde Gebattels Juden waren. Politisch betätigt hatte sich Gebattel nie, und Politik war weder in diesem Freundeskreis noch in Gebattels Familie ein Thema – aber ein allmähliches Hineingeraten in einen Widerspruch zum herrschenden politischen Klima war unausweichlich. Zwar wurde Gebattel weder von der Gestapo verhört noch erhielt er Berufsverbot, wie teilweise überliefert wird.<sup>371</sup> Die Beschlagnahme der Klinik Fürstenberg (in

---

<sup>371</sup> Otte (1996), S. 136.

der Gebtsattel nur Mieter war) durch die Wehrmacht im Herbst 1939 brachte aber den Betrieb dauerhaft zum Erliegen, auch nachdem klar wurde, dass das Gebäude nicht als Kriegslazarett verwendet werden musste und zurückgegeben wurde. Nachdem die mittlerweile erwachsenen Töchter den elterlichen Haushalt ohnehin verlassen hatten, zog das Ehepaar Gebtsattel nach Berlin um, wo es das Haus des von den Nazis aus dem Amt gejagten Theologen Guardini, eines Freundes der Familie, kaufte. Neben privatärztlicher Arbeit in der eigenen Praxis übernahm Gebtsattel einen Lehrauftrag am Zentralinstitut für psychologische Forschung und Psychotherapie, dem sogenannten Göring-Institut (nach dem Institutsdirektor, einem Cousin des Reichsmarschalls). Die Zugehörigkeit zu diesem vom NS-Staat betriebenen, aber zahlreichen Andersdenkenden einen gewissen Schutz bietenden Institut verschaffte auch Gebtsattel relative Freiheit, die er nutzte, um mehrere Beiträge in von den Nazis nicht wohlgeleiteten Zeitschriften der katholischen Jugendbewegung zu veröffentlichen. Dagegen erschienen von ihm während der NS-Zeit keine Aufsätze medizinisch-fachlicher Natur mehr.

Im November 1943 wurde Gebtsattels Haus in Berlin durch einen Bombentreffer vollständig zerstört. Seinem Wunsch, die Stadt zu verlassen, in der ihm die meisten Freunde abhanden gekommen waren und die täglich bombardiert wurde, stand allerdings das Verbot für Ärzte entgegen, Berlin zu verlassen. Eine Möglichkeit hierzu bot sich erst, als ihm am 1. März 1944 angeboten wurde, die Leitung der Wiener Zweigstelle des Göring-Instituts zu übernehmen und die dortige Poliklinik neu aufzubauen. So blieb Gebtsattel ein Jahr am Wiener Institut, wo, trotz staatlicher Gleichschaltung des alten Stammsitzes der WPV nach dem „Anschluss“ Österreichs, eine stark an Freud orientierte Form der Psychotherapie weiterhin betrieben wurde. Als im Frühjahr sich die Rote Armee Wien näherte, verließ Gebtsattel die Stadt und ging nach Überlingen, wo seine Tochter ein Haus besaß und er alsbald einige Patienten behandelte.

Anfang 1946 übernahm Gebtsattel den Posten des Ärztlichen Leiters im Sanatorium Haus Baden in Badenweiler, einer Einrichtung der Caritas; vom Wintersemester 1946/47 an hatte er ferner einen Lehrauftrag für Psychotherapie an der Universität Freiburg inne. Auch publizistisch trat

Gebattel wieder hervor, zunächst in *Christentum und Humanismus* mit Vorstellungen über eine neue moralische Basis der Gesellschaft, nachdem der Nationalsozialismus die bisherige nicht nur erschüttert, sondern vernichtet zu haben schien.

Als 1950 Gebattels Pläne, wieder in die fränkische Heimat zurückzukehren, Gestalt annahmen, wurde er zunächst mit der Vertretung des ausgeschiedenen Direktors der Universitäts-Nervenklinik in Würzburg betraut. Diese versah der inzwischen 67-jährige für zwei Jahre, bis ein Nachfolger gefunden war. Von 1952 an übernahm er die Vertretung des Lehrstuhls für Erbbiologie in Würzburg; auf sein Betreiben hin wurde die Einrichtung von 1958 an umbenannt und war als Institut für Psychotherapie und medizinische Psychologie das erste universitär beheimatete überhaupt in Deutschland.

Neben den Amtspflichten behandelte Gebattel stets (und bis zu seinem Tode) eine größere Anzahl von Patienten in eigener Praxis; in der Nachkriegszeit waren dies häufig Opfer des NS-Regimes, die den als unbelastet geltenden Arzt aufsuchten. Allerlei Ehrenämter kamen ebenso hinzu wie die zunehmende Arbeit als Gründer und Mitherausgeber des *Jahrbuchs für Psychologie und Psychotherapie* sowie die Herausgabe des *Handbuchs der Neurosenlehre und Psychotherapie*. Erst 1969 trat er aus dem akademischen Amt in den Ruhestand, ausgezeichnet mit dem Bundesverdienstkreuz ebenso wie mit dem theologischen Ehrendoktor der Würzburger Fakultät und zahlreichen weiteren Ehrungen. Bis ins höchste Alter von beeindruckender geistiger Frische, starb V. E. von Gebattel am 22. März 1976 in Bamberg.

## Anhang

### Quellenverzeichnis

- BA:** **Bundesarchiv (Berlin, Koblenz)**
- N 2089/1-5  
Nachlass Konstantin Freiherr von Gebattel:  
Briefwechsel Heinrich Claß  
Briefwechsel Theodor von Karg-Bebenburg  
Brief von V. E. von Gebattel (12.2.1916)
- RK (BDC) 2702000379  
Unterlagen des ehemaligen Berlin Document Center  
Antrag an Reichsschrifttumskammer  
Lebenslauf 23.2.1941  
Auszug Strafregister  
Stellungnahme des SD
- S 122/38.473  
Unterlagen Verleihung des Bundesverdienstkreuzes
- BayHStA:** **Bayerisches Hauptstaatsarchiv München**
- MK 54502  
Personalbogen für Beamte  
Entscheid der Spruchkammer des Badischen  
Innenministeriums („Entnazifizierung“) 1946  
Empfehlungsschreiben für Gebattel von Zutt  
Akten zur Berufung Gebattels als Honorarprofessor an  
die Universität Würzburg  
Akten zur Berufung als kommissarischer ao. Professor  
Nebentätigkeit beim Kath. Fürsorgeverein Würzburg  
Darlegung der Vermögensverhältnisse durch Gebattel  
selbst  
Publikationsliste  
Akten zur Altersversorgung Gebattels
- BLK:** **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**
- K 2846, K 2875  
Briefe an Reinhold Schneider (1942-1947)
- BSM:** **Bayerische Staatsbibliothek München**
- Ana 315.E.II.1

Briefe an Max Scheler (1915)

**DLA:**

**Deutsches Literaturarchiv Marbach**

HS 002043651

Briefe an Ludwig Klages (1912)

BF 000122442

Briefe an Ricarda Huch (1913-1934)

HS 000307966

Briefe an Harry Graf Kessler (1901)

BF 000121552

Briefe an Ernst Hardt (1907-1910)

HS 002075708

Briefe an Charlotte Veit (1909-1910)

BF 000006917

Briefwechsel mit Dolf Sternberger (1945-1947)

BF 000130121

Brief an Dieter Bassermann (1941)

**UAB:**

**Universitätsarchiv Berlin (Humboldt-Universität)**

Studentenliste 16.10.1902-14.10.1905

Bestand Az. Gebssattel (u.a. Abgangszeugnis 1903)

**UAM:**

**Universitätsarchiv München (LMU)**

UAM O I 86 p

Promotionsakte Gebssattel 1906

UAM G-iX-7, Bd. 19, Nr. 7909

Philosophisches Doktordiplom

UAM G-iX-7, Bd. 30, Nr. 11887

Medizinisches Doktordiplom

UAM Y-X-22/307

Vertrag zwischen LMU und Deutscher Forschungsanstalt für Psychiatrie

UAM Y-XI-43/307

Festrede Kraepelins 07.11.1904 zur Eröffnung des Neubaus der Psychiatrischen Universitätsklinik

**UAT:**

**Universitätsarchiv Tübingen**

UAT 443/37  
UAT 443/43  
UAT 443/45  
UAT 443/46  
UAT 443/47  
UAT 443/50

Briefwechsel Gebsattel/Binswanger

**WLS:**

**Württembergische Landesbibliothek Stuttgart**

Cod. List. 40 626, V 209  
Briefe an Norbert von Hellingrath (1912)

## Veröffentlichungen von V. E. Freiherr von Gebattel

- Gebattel (1907) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Bemerkungen zur Psychologie der Gefühlsirradiation. Leipzig: Wilhelm Engelmann 1907 [zugl. Phil. Diss. München].
- Gebattel (1908) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Zwei Briefe an den Dichter Chénédollé. In: Hyperion 3 (1908), S. 46-60.
- Gebattel (1909) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Die Trophäen von José Maria Hérédia (Übersetzung aus dem Französischen). München: Hyperion Verlag 1909.
- Gebattel (1910) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Ein Verführer. In: Hyperion 2. Folge 3 (1910), S. 87-109.
- Gebattel (1911) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Moral in Gegensätzen – Dialektische Legenden. München: Verlag Georg Müller 1911.
- Gebattel (1913) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Der Einzelne und der Zuschauer. In: Z. Pathopsychol. 2 (1913), S. 36-78.
- Gebattel (1920) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Beitrag zum Verständnis atypischer Tuberkuloseformen. In: Beiträge zur Klinik der Tuberkulose 43 (1920), S. 1-27. [Zugl. Med. Diss. München].
- Gebattel (1925 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Der personale Faktor des Heilungsprozesses. In: Schildgenossen 6 (1925), S. 495-506.
- Gebattel (1925 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Ehe und Liebe. Zur Phänomenologie der ehelichen Gemeinschaft. In: Z. Völkerpsychologie und Soziologie 1 (1925), S. 247-264.
- Gebattel (1928 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Was wirkt bei der Psychoanalyse therapeutisch? Gedanken im Anschluss an einen Aufsatz von Fritz Mohr. In: Nervenarzt 1 (1928), S. 94-103.
- Gebattel (1928 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Zeitbezogenes Zwangsdanken in der Melancholie. Versuche einer konstruktiven genetischen Betrachtung der Melancholiesymptome. In: Nervenarzt 1 (1928), S. 275-287.
- Gebattel (1928 c) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Max Scheler † (Nachruf). In: Nervenarzt 1 (1928), S. 454-456.

- Gepsattel (1929) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Über Fetischismus. In: Nervenarzt 2 (1929), S. 8-20.
- Gepsattel (1932) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Süchtiges Verhalten im Gebiet sexueller Verirrungen. In: Mschr. Psychiatr. 82 (1932), S. 8-177.
- Gepsattel (1935) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Zur Psychopathologie der Phobien. In: Nervenarzt 8 (1935), S. 337-346 und 398-408.
- Gepsattel (1937) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Zur Frage der Depersonalisation. In: Nervenarzt 10 (1937), S. 169-178 und 248-257.
- Gepsattel (1938) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Die Welt des Zwangskranken. In: Mschr. Psychiatr. 99, S. 10-74.
- Gepsattel (1939) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Die Störungen des Werdens und des Zeiterlebens im Rahmen psychiatrischer Erkrankungen. In: Gegenwartsprobleme der psychiatrisch-neurologischen Forschung (Hg. C. H. Roggenbau), Stuttgart: Enke Verlag 1939, S. 54-71.
- Gepsattel (1940 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: In seelischer Not. Brief eines Arztes. Würzburg: Werkbund Verlag 1940 (Christliche Besinnung, Hg. R. Guardini, Nr. 26).
- Gepsattel (1940 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Von der christlichen Gelassenheit. Würzburg: Werkbund Verlag 1940 (Christliche Besinnung, Hg. R. Guardini, Nr. 35).
- Gepsattel (1941) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Religion und Psychologie. In: Schildgenossen 20 (1941), S. 45-63.
- Gepsattel (1944) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Not und Hilfe (Vortrag). Colmar: Alsatia Verlag 1944.
- Gepsattel (1946) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Sigmund Freud und die Seelenheilkunde der Gegenwart. In: Medizinische Klinik 41 (1946), S. 391-394.
- Gepsattel (1947 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Christentum und Humanismus. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1947.
- Gepsattel (1947 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Über Anwendungsbereich und Sinn der kathartischen Hypnose. Tübingen: Alma Mater Verlag 1947.
- Gepsattel (1948 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Das Ethos des Arztes. Ein Gespräch. In: Wort und Wahrheit 3 (1948), S. 652-666.

- Gebattel (1948 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Das christliche Berufsethos des Arztes. In: Beiträge zur Situation der Caritasarbeit 1 (1948), S. 118-135.
- Gebattel (1948 c) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Zur Psychopathologie der Sucht. In: Studium generale 1 (1948), S. 257-265.
- Gebattel (1949) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Aspekte des Todes. Hamburg: Park Verlag 1949.
- Gebattel (1950 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Die Person und die Grenzen des psychotherapeutischen Verfahrens. In: Studium generale 3 (1950), S. 253-283.
- Gebattel (1950 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Phänomenologie und Psychopathologie der Onanie. In: Katechetische Blätter 75 (1950), S. 409-414.
- Gebattel (1950 c) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Daseinsanalytische und anthropologische Auslegung der sexuellen Perversionen. In: Z. Sexualforsch. 2 (1950), S. 1-10.
- Gebattel (1951) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Anthropologie der Angst. In: Hochland 43 (1951), S. 352-364.
- Gebattel (1952 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Geschlechtsleib und Geschlechtstrieb. Bemerkungen zu einer Anthropologie des Geschlechtslebens. In: Psyche 6 (1952), S. 615-630.
- Gebattel (1952 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Krisen in der Psychotherapie. In: Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 1 (1952), S. 66-78.
- Gebattel (1952 c) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Psychoanalyse und Tiefenpsychologie, ihre psychotherapeutischen Grenzen. In: Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 1 (1952), S. 151-170.
- Gebattel (1953 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Die Sinnstruktur der ärztlichen Handlung. In: Studium generale 6 (1953), S. 461-471.
- Gebattel (1953 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Allgemeine und medizinische Anthropologie des Geschlechtslebens. In: Die Sexualität des Menschen. Handbuch der medizinischen Sexualforschung (Hg. H. Giese), Stuttgart: Enke Verlag 1953, S. 66-82.
- Gebattel (1953 c) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Vom Sinn ärztlichen Handelns. In: Hochland 45 (1953), S. 502-513.

- Gepsattel (1954) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Prolegomena einer medizinischen Anthropologie – Ausgewählte Aufsätze. Berlin: Springer Verlag 1954.
- Gepsattel (1955 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Traum und Symbol. In: Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 3 (1955), S. 37-52.
- Gepsattel (1955 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Über die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte im Gebiet der Psychotherapie. In: Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 3 (1955), S. 125-133.
- Gepsattel (1956) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Anthropologie und Dichtung – Betrachtungen zum Wesensbild des Menschen bei A. Stifter. In: Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 4 (1956), S. 11-23.
- Gepsattel (1957 a) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Numinose Ersterlebnisse. In: Rencontre, Encounter, Begegnung. Contributions à une psychologie humaine dédiées au Professeur F. J. J. Buytendijk, Utrecht, Antwerpen: Uitgeverij Het Spectrum, S. 168-180.
- Gepsattel (1957 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Die phobische Fehlhaltung. Die anankastische Fehlhaltung. Die depressive Fehlhaltung. In: Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie in 5 Bänden (Hg. V. E. Frankl, V. E. Freiherr von Gebattel und J. H. Schultz), Band 2, München und Berlin: Urban und Schwarzenberg 1957, S. 110-156.
- Gepsattel (1958) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Sigmund Freud. In: Die großen Deutschen, Bd. IV, Berlin: Propyläen-Verlag 1958, S. 372-385.
- Gepsattel (1960) Medizinische Anthropologie. Einführende Gedanken. In: Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und Medizinische Anthropologie 7 (1960), S. 193-198.
- Gepsattel (1962 a) Der Bogen des Philoktet. In: Randzonen menschlichen Verhaltens. Beiträge zur Psychiatrie und Neurologie [Festschrift Bürger-Prinz]..., Stuttgart: Enke Verlag, 1962, S. 1-18.
- Gepsattel (1962 b) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Die Bedeutung der Psychotherapie für das Selbstverständnis der modernen Medizin. In: Hippokrates 33 (1962), S. 419-423.
- Gepsattel (1964) Gebattel, Viktor Emil Freiherr von: Imago Hominis – Beiträge zu einer personalen Anthropologie. Schweinfurt: Verlag Neues Forum 1964.

## Literaturverzeichnis

- Akavia/Hirschmüller (2007) Akavia, Naamah und Hirschmüller, Albrecht (Hg.): Ellen West. Gedichte, Prosatexte, Tagebücher, Krankengeschichte. Kröning: Asanger 2007.
- Andreas-Salomé (1928) Andreas-Salomé, Lou: Rainer Maria Rilke. Leipzig: Insel Verlag 1928.
- Andreas-Salomé (1958) Andreas-Salomé, Lou: In der Schule bei Freud – Tagebuch eines Jahres 1912/1913. Zürich: Max Niehaus Verlag 1958.
- Andreas-Salomé (1968) Andreas-Salomé, Lou: Lebensrückblick – Grundriss einiger Lebenserinnerungen. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1968.
- Aster (1963) Aster, Ernst von: Geschichte der Philosophie. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1963.
- Bendt/Schmidgall (1994) Bendt, Jutta und Schmidgall, Karin: Ricarda Huch (Ausstellungskatalog). Marbach a. N.: Deutsche Schillergesellschaft 1994.
- Berding (1988) Berding, Helmut: Moderner Antisemitismus in Deutschland. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1988.
- Bergson (1912) Bergson, Henri: Schöpferische Entwicklung. Jena: Diederichs 1912.
- Bergson (1914) Bergson, Henri: Materie und Gedächtnis. Jena: Diederichs 1914.
- Bergson (1948) Bergson, Henri: Denken und Schöpferisches Werden. Meisenheim am Glan: Westkulturverlag 1948.
- Bjerre (1971) Bjerre, Poul: Psychosynthese. Mit einem Geleitwort von V. E. von Gebattel. Stuttgart: Hippokrates Verlag 1971.
- Böker (2006) Böker, Heinz: Psychoanalyse und Psychiatrie. Berlin: Springer Verlag 2006.
- Degener (1912) Degener, Herrmann (Hg.): Wer ist's? Leipzig: Verlag H.A. Degener, 6. Ausgabe 1912.
- Degener (1928) Degener, Herrmann (Hg.): Wer ist's? Leipzig: Verlag H.A. Degener, 9. Ausgabe 1928.

- Dehio (2000) Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler; Brandenburg. München: Deutscher Kunstverlag 2000.
- Deleuze (1989) Deleuze, Gilles: Bergson zu Einführung. Hamburg: Edition SOAK im Junius Verlag 1989.
- Dilthey (1922) Dilthey, Wilhelm: Einleitung in die Geisteswissenschaften. Stuttgart: B.G. Teubner 1922.
- Dilthey (1949) Dilthey, Wilhelm: Grundriss der allgemeinen Geschichte der Philosophie. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann 1949.
- Ditfurth (1991) Ditfurth, Hoimar von: Innenansichten eines Artgenossen. Meine Bilanz. München: dtv 1991.
- Engel (2004) Engel, Manfred (Hg.): Rilke-Handbuch. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 2004.
- Engstrom (1990) Engstrom, Eric: Emil Kraepelin: Leben und Werk des Psychiaters im Spannungsfeld zwischen positivistischer Wissenschaft und Irrationalität. München 1990 (Magisterarbeit).
- Freud/Andreas-S. (1966) Freud, Sigmund und Andreas-Salomé, Lou: Briefwechsel (Hg. E. Pfeiffer). Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 1966.
- Geiger (1928) Geiger, Moritz: Zu Max Schelers Tode. Aus: Vossische Zeitung vom 1. Juni 1928, Nr. 126.
- Gerl-Falkowitz (2005) Gerl-Falkowitz, Hanna-Barbara: Romano Guardini: Konturen des Lebens und Spuren des Denkens. Mainz: Mathias-Grünewald-Verlag 2005.
- Giese (1953) Giese, Hans (Hg.): Die Sexualität des Menschen. Handbuch der medizinischen Sexualforschung. Stuttgart: Enke Verlag 1953.
- Gutjahr/Kalckreuth (2005) Gutjahr, Ortrud und Kalckreuth, David Graf von: „Überstehn ist alles“ – Wolf Graf von Kalckreuth im Bild seines Vaters Leopold und in Rilkes Requiem. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005.
- Hirschberger (1952) Hirschberger, Johannes: Geschichte der Philosophie. Freiburg i. B.: Herder Verlag 1952.
- Hirschmüller (2003) Hirschmüller, Albrecht (Hg.): Ellen West – Eine Patientin Ludwig Binswangers zwischen Kreativität und destruktivem Leiden. Heidelberg: Asanger Verlag 2003.
- Huber (1977) Huber, Wolfgang: Psychoanalyse in Österreich seit 1933. Wien: Geyer-Edition 1977.

- Huch (1955) Huch, Ricarda: Briefe an die Freunde. Ausgewählt und eingeführt von Marie Baum. Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag 1955.
- Kalckreuth (1967) Kalckreuth, Johannes Graf von: Wesen und Werk meines Vaters. Hamburg 1967.
- Klages (1937) Klages, Ludwig: Mensch und Erde. Jena: Diederichs Verlag 1937.
- Klages (1951) Klages, Ludwig: Vom kosmogonischen Eros. Stuttgart: Günther Verlag 1951.
- Klepper (1956) Klepper, Jochen: Unter dem Schatten deiner Flügel. Stuttgart: Deutsche Verlags Anstalt 1956.
- Kraepelin (1904) Kraepelin, Emil: Die Königliche Psychiatrische Klinik in München. Leipzig: Verlag von J.A. Barth 1905.
- Kraepelin (1983) Kraepelin, Emil: Lebenserinnerungen (Hg. H. Hippius und G. Peters). Berlin/Heidelberg: Springer Verlag 1983.
- Krausch/Zühlke (1974) Krausch, Heinz-Dieter und Zühlke, Dietrich (Hg.): Das Rheinsberg-Fürstenberger Seengebiet. Berlin: Akademie-Verlag 1974.
- Lockot (1985) Lockot, Regine: Erinnern und Durcharbeiten – Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1985.
- Mader (1980) Mader, Wilhelm: Max Scheler in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1980 (rowohlts monographien 290).
- Mann (1963) Mann, Thomas: Beim Propheten. In: Sämtliche Erzählungen. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 1963.
- Meyer (1975) Meyer, Jochen (Hg.): Briefe an Ernst Hardt. Eine Auswahl aus den Jahren 1898-1947. Marbach a. N.: Deutsches Literaturarchiv 1975 (Marbacher Schriften 10).
- Otte (1996) Otte, Beate Christiane: Zeit in der Spannung von Werden und Handeln bei Viktor Emil Freiherr v. Gebstattel. Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag 1996.
- Passie (1995) Passie, Torsten: Phänomenologisch-anthropologische Psychiatrie und Psychologie. Hürtgenwald: Guido Pressler Verlag 1995.
- Peters (1996) Peters, Michael: Fränkische Lebensbilder (Bd. 16). Neustadt a. d. Aisch: Kommissionsverlag Degener & Co. 1996.

- Rilke (1938/1939) Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Briefe I – IV (Hg. Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber). Leipzig: Insel Verlag 1938-1939.
- Rilke (1954) Rilke, Rainer Maria: Briefwechsel mit Katharina Kippenberg. Wiesbaden: Insel Verlag 1954.
- Rilke (1987) Rilke, Rainer Maria: Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1987.
- Rilke (1995) Rilke, Rainer Maria: Briefwechsel mit Anton Kippenberg 1906 bis 1926 (Hg. Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg). Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1995.
- Rilke (2000) Rilke, Rainer Maria: Briefwechsel mit Magda von Hattingberg (Hg. Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg). Frankfurt a. M.: Insel Verlag 2000.
- Rother (1996) Rother, Annemarie Karin: Die anthropologische Psychotherapie bei Victor Emil Freiherr von Gebstattel Med. Diss. Würzburg 1996.
- Salber (1990) Salber, Linde: Lou Andreas-Salomé in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1990 (rowohlts monographien 463).
- Schneider (1969) Schneider, Reinhold: Leben und Werk in Dokumenten. Hg. von Franz Anselm Schmitt. Olten (CH): Walter Verlag 1969.
- Schöler (1975) Schöler, Eugen: Historische Familienwappen in Franken. Neustadt a. d. Aisch: Bauer & Raspe 1975.
- Seif (1940) Seif, Leonhard: Wege der Erziehungshilfe. München: J. F. Lehmanns Verlag 1940.
- Stark (1956) Stark, Leonhard: Die Geschlechtsmoral von morgen. Stockholm: [Selbstverlag] 1956.
- Stegemann/Jacobeit (2004) Fürstenberg/Havel und Ravensbrück im Wechsel der Machtsysteme des 20. Jahrhunderts. Teetz: Hentrich & Hentrich 2004.
- Tellenbach (1977) Tellenbach, Hubertus: Epilog auf das Leben und den Tod des Freiherrn V. E. von Gebstattel. In: Nervenarzt 48 (1977), S. 181 f.
- Weigl (1969) Weigl, Alfons M.: Maria Ancilla v. Gebstattel. Altötting: Verlag St. Grignionhaus 1969.
- Whitrow (1991) Whitrow, Gerald: Die Erfindung der Zeit. Hamburg: Marixverlag 1991.

- Wiesenhütter (1963) Wiesenhütter, Eckart (Hg.): Werden und Handeln – V. E. Freiherr von Gebstadel zum 80. Geburtstag. Stuttgart: Hippokrates Verlag 1963.
- Wiesenhütter (1974) Wiesenhütter, Eckart: Blick nach drüben. Selbsterfahrungen im Sterben. Hamburg: Furche-Verlag 1974.
- Wiesenhütter (1976) Wiesenhütter, Eckart: Viktor Emil Freiherr von Gebstadel †. In: Z. Klin. Psychol. Psychother. 24 (1976), S. 197-199.
- Wiesenhütter (1977) Wiesenhütter, Eckart: Religion und Tiefenpsychologie. Gütersloh: Verlagshaus Gerd Mohn 1977.
- Wyss (1972) Wyss, Dieter: Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1972.
- Zeller (2001) Zeller, Uwe: Psychotherapie in der Weimarer Zeit – die Gründung der „Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie“ (AÄGP). Tübingen: Medien Verlag Köhler 2001.

## **Nachschlagewerke**

- Berger (2003) Berger, Manfred in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2003.
- Brockhaus (1992) Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden, 19. Auflage. Mannheim: F.A. Brockhaus Verlag 1992.
- Killy (1996) Killy, Walter (Hg.): Deutsche Biographische Enzyklopädie. München: K.G. Saur 1996.

## **Danksagung**

An erster Stelle möchte ich Herrn Prof. Dr. Hirschmüller meinen Dank aussprechen – für die Überlassung des Themas, das auf den ersten Blick schon reizvoll schien und diesen Reiz auch nicht verlor. Mehr noch aber für die gründliche und geduldige Betreuung über die Jahre, die nötig waren, um neben der ärztlichen Berufstätigkeit die vorliegende Arbeit fertigzustellen; auch lange Phasen, in denen keine Zeit für die Dissertation blieb, änderten nichts an der motivierenden Unterstützung.

Ganz besonders hervorzuheben ist die Bereitschaft der Tochter des Freiherrn von Gebstadel, Freifrau von Gagern, dem Verfasser reichlich Zeit für Fragen zur Verfügung zu stellen, obwohl die körperlichen Mühen des Alters ihr, bei beeindruckender geistiger Frische, zu schaffen machten. Ohne ihre Hilfe wäre die plastische Schilderung der Person Gebstadels ungleich schwieriger gewesen. Die Ermittlung von Fakten aus archivarischen Quellen wurde in sämtlichen benutzten Archiven von höchst hilfsbereiten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unterstützt.

Nicht zuletzt ist es meiner Freundin Caroline zuzuschreiben, dass die Arbeit letztlich doch zu einem erfolgreichen Ende geführt werden konnte; nicht nur der zeitliche Freiraum, den sie mir ließ, nicht nur das Vertrautsein mit den Tücken der elektronischen Textverarbeitung, sondern vor allem der feste Glaube an das Gelingen des Projekts hat entscheidend mitgeholfen.